# Absonderliche

# Menschenkinder.

---

Portraits

von

George Hesekiel.

Lindauersche
Bibliothek

Berlin.

Verlag von R. Lesser.

Bor[illegible]
Stad[illegible]thet
[illegible]

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Die eiserne Maske | 1 |
| Die beiden letzten Favras | 44 |
| Theodor Freiherr von Neuhoff | 57 |
| Der Herzog von Ripperda | 78 |
| Anacharsis Cloots | 94 |
| Die Dyce-Sombre-Tragödie | 109 |
| Gillion von Trazegnies | 130 |
| Philipp Christoph von Königsmarck | 138 |

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Die eiserne Maske.

Es war unter der Regierung Ludwig's XIV. eine Zeit, wo Jedermann fragte, wer wohl der Gefangene mit der eisernen Maske sein möchte, aber es kühlte sich diese Neugierde bald ab, als der Baron von St. Mars, der ihn in die Bastille bringen uußte, bei vorkommender Gelegenheit den Wink fallen ließ, er habe Befehl, den Gefangenen, wenn er sich zu erkennen gebe, auf der Stelle umzubringen, und wer so unglücklich wäre, ihn zu errathen, den erwarte dasselbe Schicksal. Diese Drohung nicht nur gegen den Gefangenen, sondern auch gegen jeden neugierigen Entdecker des Geheimnisses, machte einen solchen Eindruck, daß man, so lange Ludwig XIV. lebte, nicht anders als mit halben Worten von dem geheimnißvollen Gefangenen zu reden wagte. Der Verfasser der Mémoires secrets de la Cour de Perse, die funfzehn Jahre nach dem Tode Ludwig's XIV. außerhalb Frankreich erschienen, war der Erste, der es wagte, öffentlich von dem Gefangenen

mit der eisernen Maske zu reden und einige Anekdoten zu erzählen. Seitdem hat die eiserne Maske die Neugierde von halb Europa beschäftigt, aber noch heute ist man nicht recht sicher. Der Herzog von Richelieu*) glaubte im Jahre 1719 schon das Geheimniß entdeckt zu haben.

Damals wußte Jedermann, daß der Regent von dem Namen, von den Schicksalen, von den Ursachen der Gefangenschaft der eisernen Maske genau unterrichtet sei. Da nun Richelieu mehr Neugierde und Dreistigkeit als viele Andere besaß, so entwarf er den Plan, durch die Prinzessin von Valois dem Regenten das große Geheimniß abzulocken. Diese Prinzessin**) pflegte dem Regenten, der wirklich sehr in sie verliebt war, obgleich sie seine Tochter, spröde zu begegnen, oder gar Abneigung gegen ihn zu bezeigen; allein seine Leidenschaft blieb dennoch, und bei dem schwächsten Strahle von Hoffnung, den sie ihm zeigte, bewilligte er ihr jeden Wunsch. Richelieu zog daher diese ihrerseits wieder leidenschaftlich in ihn verliebte Prinzessin, die ebenfalls neugierig genug war, in sein Interesse, und bewog sie, dem Regenten Hoffnung zu machen, daß er glücklich werden solle, wenn er ihr erlauben

---

*) Louis Armand François du Plessis, Herzog von Richelieu, Marschall von Frankreich, geb. 1696, gest. 1788.

**) Charlotte Aglae von Orléans, Mademoiselle von Valois, geb. 22. October 1700, später Herzogin von Modena.

wolle, seine geheimen Nachrichten von dem Gefangenen mit der eisernen Maske zu lesen.

Noch nie hatte der Herzog von Orléans ein Staatsgeheimniß entdeckt, in dieser Hinsicht beobachtete er eine ganz außerordentliche Zurückhaltung, zu welcher er von seinem Erzieher Dubois gewöhnt worden war. Alle Prinzenerzieher, die sich vornehmen, den künftigen Regenten zu beherrschen, die ihre Hoffnungen auf die Charakterlosigkeit ihrer Zöglinge, auf ihren Hang zum Vergnügen, auf ihren Mangel an Unterricht und auf ihre Lenksamkeit gründen, alle dergleichen Erzieher sind so fein, daß sie ihren Zöglingen den Geschmack am Geheimnißvollen einzuflößen wissen: Verschwiegenheit der Prinzen ist die Grundlage des Gebäudes, das ihr Ehrgeiz aufführen will. So unbefangen der Regent mit den Theilnehmern seiner Vergnügungen lebte, so zurückhaltend war er gegen sie in diesem Stücke. Sonach war es nicht im mindesten wahrscheinlich, daß er einen geheimen Aufsatz über die Herkunft und die Geschichte des Gefangenen mit der eisernen Maske aus seinen Händen zu geben geneigt sein sollte. Allein die Liebe, zumal wenn sie, wie hier der Fall war, so dringend fordert . . . kurz, der Regent gab seiner Tochter den verlangten Aufsatz. Die Prinzessin schickte ihn gleich den Morgen darauf nebst einem Billet in Chiffern an Richelieu. Hier ist das Billet, wir geben es

als einen Beweis für die Echtheit der nachfolgenden Relation:

2. 1. 17. 12. 9. 2. 20. 2. 2. 1. 7. 14. 20. 10. 3. 21. 1. 11. 14. 1. 15. 16. 12. 17. 14. 2. 1. 21. 11. 20. 17. 12. 9. 14. 9. 2. 8. 20. 2. 20. 2. 2. 17. 8. 1. 2. 20. 9. 21. 21. 1. 5. 12. 17. 15. 00. 14. 1. 15. 14. 22. 9. 21. 5. 12. 9. 21. 16. 20. 14. 8. 3.

sonst ist's ohne Interesse, wer sich übrigens für solche Sachen interessirt, wird's leicht entziffern können.

„Relation

von der Geburt und Erziehung des unglücklichen Prinzen, den die Cardinäle Richelieu und Mazarin von der Welt entfernt gehalten haben, der auf Ludwig's XIV. Befehl zeitlebens ein Gefangener blieb; von dem Hofmeister des Prinzen auf dem Todtenbette aufgesetzt."

„Der unglückliche Prinz, den ich erzogen und bis gegen das Ende meines Lebens unter meiner Aufsicht gehabt habe, kam am 5. September 1638, um halb neun Uhr Abends, während des Soupers des Königs, seines Vaters, Ludwig's XIII., zur Welt. Sein jetzt regierender Bruder (Ludwig XIV.) war an demselben Tage zu Mittag, während des Diners seines Vaters, geboren. So prächtig aber und glänzend die Geburt des nachmaligen Königs, Ludwig's XIV., gefeiert wurde, so traurig war dagegen die Geburt seines Bruders

und so sehr wurde sie geheim gehalten; denn der König, dem es durch die Hebamme gemeldet worden war, daß die Königin mit einem zweiten Kinde niederkommen würde, hatte keinen Menschen im Zimmer bleiben lassen, als den Kanzler von Frankreich, die Hebamme, den ersten Aumônier, den Beichtvater der Königin und mich, um Zeugen von dem zu sein, was vorgehen und was er im Fall der Geburt eines zweiten Kindes thun würde."

„Es war ihm prophezeiht worden, daß seine Gemahlin mit zwei Kindern niederkommen würde. Noch einige Tage zuvor waren zwei Schäfer nach Paris gekommen, welche vorgaben, daß sie darüber eine göttliche Eingebung gehabt hätten. Man sagte in Paris, wenn die Königin, nach der Prophezeihung, mit zwei Dauphins niederkäme, so würde das ein großes Unglück für das Königreich sein. Der Erzbischof von Paris ließ die Wahrsager verhaften und im Lazarushospital einsperren, weil sie Gährung unter dem Volke verursachten. Wirklich geschah nun auch, was die Schäfer vorhergesagt hatten, sie mochten es nun aus dem Lauf der Gestirne wahrgenommen haben, oder die Vorsehung mochte dadurch Sr. Majestät eine Ahnung von dem Ungemach, das Frankreich treffen konnte, geben wollen. Der Cardinal, dem der König die Prophezeihung durch einen Boten hatte wissen lassen, hatte geantwortet: man müsse sich auf den Fall gefaßt machen; daß zwei

Dauphins geboren würden, wäre nichts Unmögliches, nur müsse man dann den nachgebornen Dauphin sorgfältig verborgen halten, weil der vielleicht Lust bekommen könnte, auch König zu werden, und damit er es vermöchte, eine zweite Ligue zu stiften gegen seinen Bruder."

„Der König war in peinlicher Ungewißheit, und die Königin machte uns durch anhaltendes Wimmern wegen der zweiten Niederkunft sehr besorgt. Wir ließen den König dazu rufen, der in die äußerste Bestürzung gerieth, als es immer wahrscheinlicher wurde, daß er Vater von zwei Dauphins werden würde. Zu dem Herrn Bischof von Meaux, den er zur Königin hatte kommen lassen, sagte er: „„Verlassen Sie meine Gemahlin nicht, bis sie entbunden ist, ich bin in der tödtlichsten Unruhe."" Gleich darauf ließ er uns, den Bischof von Meaux, den Kanzler, den Sieur Honorat, die Dame Peronette, die Hebamme und mich rufen und sagte zu uns, daß die Königin es hören konnte: wir müßten mit unsern Köpfen dafür büßen, wenn wir das Dasein eines zweiten Dauphins verriethen. Dieses müsse ein Staatsgeheimniß bleiben, um allen möglichen üblen Folgen vorzubeugen, indem das salische Gesetz für den Fall einer Geburt von Zwillings-Dauphins in Bezug auf die Thronfolge gar nichts bestimme."

„Die Prophezeihung traf ein, die Königin kam, während der König zu Abend aß, mit einem zweiten Dau-

phin nieder, der noch schöner und niedlicher als der erste war, aber unaufhörlich wimmerte und schrie, als ob es ihm schon jetzt leid sei, in ein Leben einzutreten, in welchem er in der Folge so viel zu leiden haben sollte. Der Kanzler nahm diese wunderbare Niederkunft, die einzige in unserer Geschichte, zu Protokoll. Nachher aber fand Se. Majestät dieses Protokoll nicht gut gemacht, verbrannte es auch in unserer Gegenwart, und mehrmals nach einander mußte es gemacht werden, bis es endlich Sr. Majestät recht war. Dieses geschah, ungeachtet der Vorstellungen des Aumônier, der behauptete, Se. Majestät dürfe die Geburt eines Prinzen gar nicht verhehlen; der König erwiederte darauf, es liege hier eine politische Nothwendigkeit vor."

„Wir mußten hierauf eine eidliche Versicherung der Verschwiegenheit unterschreiben. Zuerst unterzeichnete der Kanzler, dann der Herr Aumônier, dann der Beichtvater der Königin, und ich zuletzt, auch der Wundarzt und die Hebamme, die der Königin geholfen hatten, mußten unterschreiben. Diese eidliche Versicherung nahm der König mit zu Protokoll, und ich habe seitdem nichts wieder davon gehört. Nur so viel erinnere ich mich noch, daß Se. Majestät sich mit dem Kanzler über diese Versicherung in Bezug auf deren Fassung unterhielt, und lange von dem Herrn Cardinal mit leiser Stimme sprach. Hierauf ward das zuletztgeborne Kind der Hebamme zur Aufsicht übergeben; da man nun

immer befürchtete, sie möchte über die Geburt desselben reden, so hat man sie öfters mit dem Tode bedroht, wenn ihr ein Wort darüber entfiele. Das hat sie mir selbst mitgetheilt. Ja uns selbst, die wir Zeugen der Geburt gewesen waren, uns sogar war es verboten, unter uns darüber zu reden."

„Keiner von uns hat seinen Schwur gebrochen; denn Se. Majestät fürchtete nichts mehr nach seinem Tode, als einen innerlichen Krieg, den die beiden zugleich geborenen Prinzen gegen einander führen würden. In dieser Furcht erhielt ihn immer der Herr Cardinal von Richelieu, als er sich in der Folge der Oberaufsicht über die Erziehung dieses Kindes bemächtigte. Ferner befahl uns der König, diesen unglücklichen Prinzen genau zu besichtigen, der eine Warze oberhalb des linken Ellenbogens, einen gelblichen Fleck am Halse und an der rechten Hüfte eine kleinere Warze hatte. Es war nämlich, wie billig, die Absicht Sr. Majestät, auf den Fall, daß der Erstgeborne sterben sollte, das königliche Kind, das er uns in Verwahrung gab, an dessen Stelle einrücken zu lassen. Aus diesem Grunde verlangte er auch unsere Besiegelung unter das Protokoll, welches er selbst mit dem kleinen königlichen Petschafte besiegeln ließ, und wir unterschrieben es auf Befehl und nach Sr. Majestät. Was mit den Schäfern, welche die Geburt des Prinzen prophezeiht hatten, geworden ist, davon habe ich nie etwas gehört, habe freilich auch nie

danach gefragt. Der Herr Cardinal, der die Aufsicht des geheimnißvollen Kindes übernahm, mag sie vielleicht auf die Seite geschafft haben."

„Was nun den zweiten Prinzen in seiner Kindheit betrifft, so hielt ihn die Dame Peronette anfangs wie ihr eigenes Kind. In der Folge aber galt es für ein uneheliches Kind irgend eines damaligen großen Herrn, denn aus der Sorge, die sie für ihn trug, und aus dem Aufwand, den sie machte, konnte man wohl abnehmen, daß es ein reiches, wenn auch nicht anerkanntes Kind sein müsse."

„Als der Prinz ein wenig herangewachsen war, ließ der Cardinal Mazarin, dem seine Erziehung nach dem Herrn Cardinal Richelieu aufgetragen wurde, ihn mir überliefern, damit ich ihn, als den Sohn eines Königs, aber ganz insgeheim, unterrichten und erziehen möchte. Dabei setzte die Dame Peronette bis an ihren Tod ihren Dienst bei ihm fort, mit großer Zuneigung von ihrer Seite gegen ihn, noch größerer aber von seiner gegen sie. Er ist auf einem Landhause in Burgund mit aller Sorgfalt, die dem Sohne und Bruder eines Königs gebührt, erzogen worden."

„Ich habe öftere Unterredungen mit der Königin-Mutter während der Unruhen in Frankreich gehabt. Ihre Majestät schien zu befürchten, wenn die Geburt dieses Prinzen jemals bei Lebzeiten des jungen Königs bekannt würde, so möchten einige Mißvergnügte in ihm

eine Veranlassung zur Empörung finden, indem einige Aerzte der Meinung sind, das letztgeborne von Zwillingskindern sei zuerst empfangen, und folglich dieses rechtmäßiger König, welche Meinung jedoch von anderen Herren dieses Standes nicht angenommen wird."

„Indessen, so besorgt die Königin hierüber war, so vermochte sie es dennoch nicht über sich, die schriftlichen Beweise seiner Geburt zu vernichten. Sie hatte nämlich die Absicht, im Fall der junge König mit Tode abgehen sollte, seinen Bruder für das, was er war, erkennen zu lassen, ungeachtet sie noch einen Prinzen hatte. Aus diesem Grunde hob sie auch, wie sie mir oft besagt hat, jene schriftlichen Beweise sorgfälltig in ihrer Chatulle auf."

„Ich habe dem unglücklichen Prinzen eine Erziehung gegeben, wie ich sie wohl selbst erhalten zu haben wünschte und wie sie Prinzen, die öffentlich anerkannt werden, gewiß nicht besser bekommen. Nur das habe ich mir vorzuwerfen, daß ich, obgleich unvorsätzlich, den Prinzen unglücklich gemacht habe. Es trieb ihn nämlich in seinem neunzehnten Jahre eine heftige Sehnsucht, zu wissen, wer er sei. Mich sah er entschlossen, es ihm zu verschweigen, denn je öfter und dringender er bat, desto fester zeigte ich mich dagegen. Von da an beschloß er, seine Neugierde zu verbergen und mich in dem Wahne zu lassen, als ob er sich wirklich für meinen Sohn aus einer ungesetzlichen Verbindung halte.

Ich sagte ihm zwar oft, wenn er mich, unter vier Augen, seinen Vater nannte, daß er sich irre, allein ich bestritt ihm weiter nicht die Empfindungen, die er vielleicht nur in der Absicht äußerte, daß ich mich verrathen sollte; ich ließ ihn dabei, er sei mein Sohn, er schien sich dabei zu beruhigen, suchte aber in der Stille unaufhörlich Mittel zu entdecken, wer er eigentlich sei."

„So verflossen zwei Jahre, bis er durch eine unglückliche Unvorsichtigkeit von meiner Seite, die ich mir sehr vorzuwerfen habe, doch erfuhr, wer er war. Er wußte, daß der König seit einiger Zeit zuweilen Boten an mich schickte, und ich war so unglücklich, daß ich ihn über meine Chatulle, welche die Briefe von der Königin und den beiden Cardinälen enthielt, gerathen ließ. Von diesen las er einen Theil, und das Uebrige errieth sein ungewöhnlicher Scharfsinn. Er hat mir in der Folge gestanden, daß er den Brief herausgenommen, der ihn über seine Geburt am besten aufklären konnte."

„Ich erinnere mich, daß sein Betragen gegen mich, das sonst so freundlich und ehrerbietig war, mißtrauisch und unfreundlich wurde, konnte aber die Ursache dieser Veränderung damals nicht entdecken. Ich habe nie errathen können, wie es ihm möglich geworden sei, meine Chatulle zu durchsuchen, und er hat mir nie gestehen wollen, welcher Mittel er sich dazu bedient habe, viel-

leicht weil ihm ein Handwerksmann dabei geholfen hat, den er nicht verrathen wollte."

„Indessen war er doch einmal so unvorsichtig, die Portraits des verstorbenen und des jetzigen Königs von mir zu verlangen. Ich antwortete ihm, alle, die man jetzt habe, seien so schlecht, daß ich erst abwarten wolle, bis ein Künstler ein besseres geliefert haben werde. Auf diese Antwort, die ihn gar nicht zu befriedigen schien, bat er mich um Erlaubniß zu einer Reise nach Dijon. Ich habe in der Folge erfahren, daß seine Absicht dabei gewesen sei, ein Portrait des Königs zu sehen, dann aber nach St. Jean de Luz, wo damals der Hof wegen der Vermählung mit der Infantin war, zu reisen, sich mit seinem Bruder zu vergleichen und zu sehen, ob er Aehnlichkeit mit ihm habe. Ich erfuhr etwas von seinem Reiseprojekt und ließ ihn nun nicht mehr aus den Augen."

„Der junge Prinz war damals schön wie der Liebesgott. Eben dieser Gott hatte ihm auch sehr gute Dienste geleistet, um ein Portrait seines Bruders zu bekommen. Seit einigen Monaten gefiel ihm nämlich eine junge Aufseherin vom Hause, bei dieser schmeichelte er sich auch so gut ein, machte sie so verliebt, daß sie ihm ein Portrait des Königs verschaffte. Jetzt erkannte sich der unglückliche Prinz, was auch sehr leicht war, indem das Bild des Königs eben so gut sein eigenes sein konnte. Dieser Anblick setzte ihn so in Wuth, daß er mit den

Worten zu mir in's Zimmer trat: „Das ist mein Bruder, und das bin ich!" wobei er mir zugleich einen Brief vom Cardinal Mazarin aus meiner Chatulle zeigte."

„Nach diesem Auftritte besorgte ich, der Prinz möchte mir entfliehen und zu der königlichen Vermählung eilen. Daher fertigte ich eilig einen Courier an den König ab, meldete ihm die Erbrechung meiner Chatulle und bat um neue Instruktionen. Hierauf erfolgte durch den Cardinal das königliche Gebot: wir sollten Beide bis auf weiteren Befehl eingesperrt werden, dem Prinzen aber wäre zu bedeuten, daß seine Anmaßung die Ursache unseres gemeinschaftlichen Unglücks sei."

„Ich habe mit ihm in unserer Gefangenschaft bis auf diesen Augenblick gelitten, in welchem ich mich meiner Auflösung nahe fühlte. Auch kann ich wegen meiner eigenen Seelenruhe, noch meinem Zögling eine Erklärung versagen, die ihm die Mittel angiebt, wie er, wenn der König, ohne Kinder zu hinterlassen, sterben sollte, sich aus seiner gegenwärtigen traurigen Lage befreien kann. Wäre wohl ein erzwungener Schwur vermögend, zu ewigem Stillschweigen über unglückliche Umstände, welche die Nachwelt wissen muß, zu verbinden?" —

Das ist der historische Aufsatz, den der Herzog-Regent von Orléans der Prinzessin gab, durch welche ihn Richelieu erhielt.

Wer war, wird man nun fragen, der Hofmeister

des Prinzen? War er ein geborner Burgunder oder nur der Besitzer eines Schlosses oder Landguts in Burgund? Wie weit war sein Gut von Dijon entfernt? Ohne Zweifel war es ein angesehener Mann, denn er besaß am Hofe Ludwig's **XIII.**, vermöge seiner Stelle oder als Günstling, das engste Vertrauen des Königs, der Königin und des Cardinals von Richelieu; könnte uns vielleicht das Adelsverzeichniß von Burgund angeben, was für ein Angesehener in dieser Provinz nach der Vermählung Ludwig's **XIV.** nebst einem jungen unbekannten Zögling von etwa zwanzig Jahren, den er auf seinem Schlosse oder Landgute erzog, unsichtbar geworden sei? Warum hat sich der Verfasser dieses Aufsatzes nicht genannt? Hat er etwa auf dem Sterbebette diktirt und nicht unterschreiben können? Wie kam nachher der Aufsatz aus dem Gefängniß heraus?

Jedenfalls giebt diese Relation keine Gewißheit, daß der junge Prinz eben der Gefangene sei, der unter der Benennung des homme au masque de fer so bekannt geworden ist, allein die angeführten Thatsachen passen doch alle so gut auf den mysteriösen Gefangenen, daß sie die große Lücke seiner Geschichte auszufüllen und den Anfang derselben zu enthüllen scheinen.

Kaum waren die Mémoires secrets de la Cour de Perse erschienen, so stritten sich die Schriftsteller in Menge über das Geheimniß. Zu diesen Schriftstellern gehörten Voltaire, der Thatsachen anführte,

aber doch den Schleier darüber ließ, ungeachtet er gewiß besser als jeder andere unterrichtet war; Saint-Foix, P. Griffet, La Riviere, Linguet, La Grange, Chancel, Papon, Plateau, De la Borde und mehrere Ungenannte in Journalen, und namentlich im Journal von Paris, alle diese haben verschiedene Angaben gemacht. Hier folgen diejenigen, welche, wenn auch noch immer nicht die volle Gewißheit, doch ziemliche Wahrscheinlichkeit in der eben mitgetheilten Relation annehmen lassen.

Der erste Schriftsteller, der von dem homme au masque de fer spricht, ist, wie schon gesagt, der Verfasser der Mémoires secrets de la Perse. Durch ihn erfahren wir Thatsachen, die man von jeher für zulässig angenommen hat, und die es auch wirklich sind, nur in Bezug auf das Geheimniß selbst irrt er sich, indem er den Gefangenen mit der Maske für den Grafen von Vermandois hält.

„Der Gefangene," sagt er, „wurde dem Kommandanten auf der Insel Saint-Marguerite anvertraut. Dieser hatte schon vorher den Befehl vom Hofe erhalten, ihn keinen Menschen sehen zu lassen. Er begegnete ihm mit der größten Ehrerbietung, er bediente ihn selbst und nahm an der Thür des Zimmers, in dem sich derselbe aufhielt, den Köchen die Speisen ab, so daß keiner von ihnen jemals das Gesicht des Gefangenen gesehen hat. Einst grub der Prinz seinen Namen

mit der Spitze eines Messers in einen Teller ein. Dieser Teller fiel einem Diener in die Hände, und dieser brachte ihn, in Erwartung einer ansehnlichen Belohnung dem Kommandanten. Allein er täuschte sich sehr, denn man schaffte ihn sogleich auf die Seite, um mit ihm das äußerst wichtige Geheimniß zu begraben. Mehrere Jahre blieb der Gefangene mit der eisernen Maske auf der Insel Sainte-Marguerite, und er verließ sie nur, um sie gegen die Bastille zu vertauschen, als Ludwig **XIV.**, um die treuen Dienste des Kommandanten zu belohnen, demselben das Gouvernement der Bastille gab. Es war auch in der That der Klugheit gemäß, daß man den Gefangenen seinem bisherigen Aufseher folgen ließ, so wie es umgekehrt gegen alle Vorsichtsregeln gewesen wäre. Sowohl auf der Insel Saint-Maguerite als in der Bastille wurde die Vorsicht gebraucht, das man dem Prinzen, so oft man wegen Krankheit oder einer anderen Veranlassung ihn sehen lassen mußte, eine Maske vornehmen ließ. Mehrere glaubwürdige Personen haben versichert, den Gefangenen mit der Maske gesehen zu haben, und nach ihrer Aussage nannte er den Gouverneur „Du", dieser hingegen bewies ihm die außerordentlichste Ehrfurcht."

Der zweite Schriftsteller, der von dem Mann mit der eisernen Maske spricht, ist Voltaire im Siècle de Louis XIV., dort heißt es: „Einige Monate nach

dem Tode des Cardinals Mazarin ereignete sich eine Begebenheit, die ohne Beispiel und was noch mehr befremdet, von allen Geschichtsschreibern unerwähnt geblieben ist. Ein Gefangener, den Niemand kannte, von mehr als gewöhnlichem Wuchse, jung und von einer sehr edlen, schönen Gestalt, wurde ganz insgeheim auf das Schloß der Insel Sainte-Marguerite, an der Küste der Provence, gebracht. Unterwegs trug er beständig eine Maske, deren Kinnstück mit Stahlfedern versehen war, so daß er mit der Maske vor dem Gesicht essen konnte; und zugleich war Befehl gegeben, sobald er sich entdecken wollte, ihn auf der Stelle umzubringen. Er blieb auf der Insel, bis ein Mann, der das Vertrauen des Hofes besaß, St. Mars, Gouverneur von Pignerol, im Jahre 1690 zum Gouverneur der Bastille ernannt wurde. Dieser holte ihn von jener Insel ab und brachte ihn, beständig maskirt, nach der Bastille. Noch vor seiner Versetzung besuchte ihn der Kriegsminister, Marquis von Louvois, und sprach stehend mit ihm, so daß er mehr Ehrfurcht, als bloße Achtung zu verrathen schien. In der Bastille bekam der Unbekannte die beste Wohnung, die hier möglich war. Nichts von dem, was er verlangte, wurde ihm versagt. Den meisten Geschmack fand er an feinem weißen Linnen und an Spitzen. Er spielte die Laute; sein Tisch war gut; selten oder nie setzte sich der Gouverneur in seiner Gegenwart. Ein be-

jahrter Arzt der Bastille, der bei dem räthselhaften Gefangenen öfters gebraucht worden war, hat versichert, ungeachtet er mehr als einmal seine Zunge oder die übrigen Theile seines Körpers untersucht habe, so sei ihm doch sein Gesicht immer unsichtbar geblieben. Er war, setzte der Arzt hinzu, ein sehr hübscher Mann, und seine Hautfarbe ein wenig bräunlich; schon der Ton seiner Stimme nahm für ihn ein, denn nie entfuhr ihm eine Klage über seinen Zustand, noch irgend ein entfernter Wink, wer er wäre. Ein berühmter Chirurg, des eben erwähnten Arztes Schwiegersohn und in Diensten des Marschalls von Richelieu, ist hierüber mein Gewährsmann; auch hat es mir Herr von Bernaville, der Nachfolger von St. Mars, mehrmals bekräftigt. Der Unbekannte starb im Jahre 1704, und wurde im Kirchspiele St. Paul bei Nacht begraben. Die Verwunderung verdoppelt sich, wenn man sich hierbei erinnert, daß bei seiner Verweisung nach der Insel Saint-Marguerite kein bedeutender Mann in Europa verschwand ... Herr von Chamillard war der letzte Minister, der dieses sonderbare Geheimniß wußte. Sein Schwiegersohn, der zweite Marschall von Feuillade, hat mir erzählt, er habe seinen Schwiegervater kurz vor dessen Tode auf den Knien beschworen, ihm zu sagen, wer jener Unbekannte sei, den man nicht anders als unter dem Namen des Mannes mit der eisernen Maske kenne; aber Chamillard habe ihm ge-

antwortet: dieses sei ein Staatsgeheimniß, und er habe geschworn, es nie zu entdecken.

So lange der unbekannte Gefangene auf der Insel Sainte-Marguerite gefangen saß, trug ihm der Gouverneur selbst die Speisen hinein, verschloß die Thür und entfernte sich wieder. Eines Tages schrieb der Gefangene seinen Namen mit der Spitze eines Messers auf einen silbernen Teller und warf denselben zum Fenster hinaus, nach einem Nachen hin, der unter dem Thurme vor Anker lag. Ein Fischer, der Eigenthümer des Nachens, raffte den Teller auf und brachte ihn dem Gouverneur. Dieser fragte ihn ganz bestürzt: „Habt Ihr gelesen, was auf dem Teller eingegraben steht? Hat ihn Jemand bei Euch gesehen?“ „Ich kann nicht lesen,“ antwortete der Fischer, „ich hab' ihn eben gefunden und gesehen hat ihn Niemand.“ Dennoch wurde der Fischer so lange festgehalten, bis der Gouverneur versichert war, daß er nie einen Buchstaben gelesen und kein Mensch den Teller gesehen hätte. „Nun geht,“ sagte der Gouverneur zu ihm, „und seid froh, daß Ihr nicht lesen könnt.“ Unter den Zeugen dieser Begebenheit war ein Mann, dem in jeder Hinsicht Glauben zu schenken ist.“

Der Verfasser des Siècle de Louis XIV., sagt Voltaire später in seinen Mélanges, ist der Erste, der in einer wahrhaften Geschichte des Gefangenen mit der eisernen Maske gedacht hat. Er war nämlich sehr gut

von dieser Anekdote unterrichtet, über die sich unsere Zeitgenossen wundern, über welche sich die Nachwelt wundern wird, und die nur zu gewiß ist. Nur in Bezug auf das Todesjahr dieses sonderbaren, unglücklichen Mannes hatte man ihn unrecht berichtet, nicht 1704, sondern 1703 am 3. März ward er begraben.

Zuerst war er zu Pignerol eingesperrt, dann auf der Insel Sainte-Marguerite und zuletzt in der Bastille; immer unter der Aufsicht desselben Mannes, des St. Mars, der auch bei seinem Absterben war. Der Pater Griffet, ein Jesuit, hat dem Publikum das Tagebuch der Bastille mitgetheilt, welches die Richtigkeit der Angaben von Jahr und Tag bezeugt. Es wurde ihm leicht, dieses Tagebuch zu bekommen, weil er das mühsame Amt eines Beichtvaters der Gefangenen in der Bastille versah.

Der homme au masque de fer ist ein Räthsel, welches Viele aufzulösen versucht haben. Einige haben auf den Herzog von Beaufort*) gerathen; allein derselbe kam bei der Vertheidigung von Candia gegen die Türken, im Jahre 1699, ums Leben, und der Gefangene mit der eisernen Maske war schon 1662 zu Pignerol. Wie hätte man wohl auch den Herzog von Beaufort,

---

*) Franz, Herzog von Beaufort, zweiter Sohn des Herzogs Cäsar von Vendome und der Prinzessin Franzoise zu Lothringen; Cäsar von Vendome war der Bastard Königs Heinrichs IV. von Frankreich und der schönen Gabrielle d'Estrées.

mitten unter seiner Armee, in Verhaft nehmen können? Wie hätte man ihn, ohne daß es Jemand erfahren, nach Frankreich gebracht? Warum wäre er in Verhaft genommen worden? Und wozu die Maske?

Andere haben von dem Grafen von Vermandois*) geträumt, der doch ganz öffentlich im Lager an den Blattern im Jahre 1683 gestorben ist, und in dem Städtchen Air begraben liegt, nicht zu Arras, wie Griffet irrig behauptet, was jedoch nicht viel zu bedeuten hat.

Ferner ist man darauf gefallen, der Gefangene mit der eisernen Maske sei kein Anderer gewesen, als der Herzog von Monmouth,**) dem doch König Jacob II. in London 1675 öffentlich den Kopf abschlagen ließ. Er müßte also von den Todten auferstanden sein, auch die Ordnung der Zeit umgekehrt, und statt 1685 1662 gewesen sein; es müßte dann sein, daß König Jacob II. dem Herzog von Monmouth verziehen und einen Andern, der ihm vollkommen ähnlich gesehen, hätte hinrichten lassen. Es wäre freilich darauf angekommen, einen solchen Sosias zu finden, der so gütig gewesen wäre, seinen Kopf zur Rettung des Herzogs von Monmouth

---

*) Ludwig von Bourbon, Graf von Vermandois, geb. 1667, Bastard König Ludwig XIV., von der Louise von Labaume-Leblanc, Herzogin von Lavalliére.

**) James Fitz-Roy, Herzog von Monmouth, geb. 1649 zu Rotterdam, Bastard König Carls II. Stuart und der Lucy Walters.

öffentlich hinzugeben. Ganz England hätte sich geirrt, und der König von England den König von Frankreich gebeten haben müssen, ihm zum Häscher und Gefangenwärter zu dienen. Hätte nun auch Ludwig XIV. dem Könige Jacob II. diese kleine Gefälligkeit erwiesen, so würde er doch schwerlich dem König Wilhelm und der Königin Anna, mit welchen er Krieg führte, die gleiche Gefälligkeit bewiesen haben.

Aller dieser Dunst ist leicht zerstreut; es bleibt nur die einfache Frage, wer dieser Gefangene war, der immer eine Maske tragen mußte, in welchem Alter er starb und unter welchem Namen er begraben wurde? Es ist augenscheinlich, daß, da man ihn weder in den Hof der Bastille treten, noch mit seinem Arzte anders als mit einer Maske bedeckt reden ließ, man befürchtet haben muß, es möchte sich in seiner Gesichtsbildung eine gewisse zu auffallende Aehnlichkeit verrathen, da er wohl seine Zunge, nie aber sein Gesicht sehen lassen durfte. Was sein Alter betrifft, so sagte er selbst, wenige Tage vor seinem Tode, zu dem Apotheker der Bastille, daß er glaube, sechzig Jahre alt zu sein. Ebendies hat auch Sieur Marsoban, der Wundarzt des Marschalls von Richelieu und dann des Herzogs-Regenten wiederholt bestätigt. Und endlich, warum gab man ihm einen italienischen Namen? man nannte ihn beständig Marchiali? . . . . Der Verfasser dieses Ar-

tikels weiß wahrscheinlich mehr von der Sache, als der Pater Griffet, aber er sagt nicht mehr davon.

Soweit Voltaire. —

La Grange-Chancel, der dritte Geschichtschreiber, der von der eisernen Maske spricht, hat Gelegenheit gehabt, sich von verschiedenen besonderen Umständen zu unterrichten.

Bei meinem Aufenthalte, sagt er, auf der Insel Sainte-Marguerite, wo zur Zeit meiner Ankunft die Gefangenschaft der sogenannten masque de fer kein Staatsgeheimniß mehr war, habe ich manche besondere Umstände erfahren, die ein genauerer Forscher als Voltaire, eben so gut wie ich hätte erfahren können, wenn er sich darum bemüht hätte. Diese außerordentliche Begebenheit, die er in das Jahr 1661 setzt, gehört erst in das Jahr 1669, acht Jahre nach dem Tode Sr. Eminenz. Der damalige Gouverneur, Herr de la Mothe Guerin, hat mich versichert, dieser Gefangene sei kein anderer gewesen, als der Herzog von Beaufort, der bei der Belagerung von Candia umgekommen sein sollte, und dessen Leichnam, allen gleichzeitigen Berichten zufolge, nirgends zu finden gewesen war. Auch sagte er mir, Herr von St. Mars, der das Gouvernement von Pignerol, nachher aber das der Insel Sainte-Marguerite erhielt, habe dem Gefangenen jederzeit sehr viel Achtung bezeugt, habe ihn beständig auf Silber bedient und ihm öfters so theure Kleider

gegeben, als er zu verlangen geschienen; wenn er bei Krankheiten eines Arztes oder Wundarztes nöthig gehabt, sei ihm bei Lebensstrafe untersagt gewesen, nicht anders als mit seiner eisernen Maske vor ihnen zu erscheinen; in der Einsamkeit aber habe er sich den Bart mit kleinen niedlichen Zangen von feingeschliffenem Stahl ausrupfen dürfen.

Verschiedene Personen haben mir erzählt: als St. Mars von der Bastille Besitz genommen und seinen Gefangenen dahin gebracht habe, hätte man gehört, daß dieser Letztere immer unter seiner eisernen Maske gefragt: „Verlangt denn der König mein Leben?“ Darauf habe St. Mars erwiedert: „Nein, mein Prinz, für Ihr Leben haben Sie nichts zu fürchten, folgen Sie mir nur.“

Ferner habe ich von einem gewissen Dubuisson (einem Commis des berühmten Banquiers Samuel Bernard), der nach einer Gefangenschaft von einigen Jahren in der Bastille auf die Insel Sainte-Marguerite gebracht wurde, auch Folgendes gehört: Er habe sich nämlich nebst einigen anderen Gefangenen in einem Gemache gerade unter dem befunden, welches der Unbekannte inne gehabt, und durch die Kaminröhre hätten sie sich unterhalten können; als sie ihn aber gefragt, warum er seinen Namen und sein Schicksal so hartnäckig verschweige, habe er zur Antwort gegeben: diese Entdeckung würde

ihm das Leben kosten, sowie auch Allen, welchen er sein Geheimniß verrathen hätte.

Indessen wie es auch damit sein mag, jetzt, da der Name und der Stand dieses Opfers der Staatskunst keine Geheimnisse mehr sind, an welchen dem Staate so sehr viel gelegen sein könnte, habe ich geglaubt, durch Mittheilung desjenigen, was mir davon bekannt geworden ist, der weiteren Verbreitung solcher Vorstellungen vorbeugen zu müssen, die sich jeder selbst erträumt, weil er einem Schriftsteller glaubt, der sich einen großen Ruf durch das Wunderbare gemacht hat, dem er einen Anstrich von Wahrheit zu geben weiß, den man in seinen meisten Schriften, selbst in seinem „Leben Carls des Zwölften" bewundern muß.

So weit La Grange-Chancel. —

Der Abbé Papon, der auf seiner Reise durch die Provence das frühere Gefängniß besah, sagt von ihm:

Auf die Insel Sainte-Marguerite wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der so interessante Gefangene mit der eisernen Maske gebracht, dessen Namen man vielleicht nie erfahren wird. Nur wenige Personen waren ihm zugegeben, die mit ihm reden durften. Einst als der Herr von St. Mars vor dem Zimmer, auf einer Art von Corridor, um schon von weitem sehen zu können, wer etwa käme, mit ihm sprach, kam der Sohn eines seiner Freunde nach dem Orte zu, wo er sprechen hörte. Kaum aber erblickte ihn der Gouverneeur, so

machte er die Zimmerthür eilig zu, lief dem jungen Menschen entgegen und fragte ihn mit dem Ausdruck der Bestürzung, ob er etwas gehört habe. Sobald er vom Gegentheil versichert war, ließ er ihn noch denselben Tag wieder abreisen, und schrieb seinem Freunde, beinahe wäre dieses Abenteuer seinem Sohne theuer zu stehen gekommen, er schickte ihn deshalb und aus Besorgniß einer Unvorsichtigkeit wieder zurück.

Die Neugier trieb mich (2. Febr. 1778), die ehemalige Wohnung des Gefangenen zu besehen. Sie bekommt ihr Licht nur durch ein Fenster auf der Nordseite, das durch eine dicke Mauer gebrochen und mit drei eisernen Gittern in gleicher Entfernung verwahrt, auf's Meer geht. In der Citadelle fand ich einen neunundsiebenzigjährigen Officier von der Freicompagnie. Dieser sagte mir, sein Vater, der unter ebenderselben Compagnie gedient, habe ihm mehrmal erzählt, ein Klosterbruder habe einstmals unter dem Fenster des Gefangenen etwas Weißes erblickt, das auf dem Wasser geschwommen, er habe es aufgefangen und dem Herrn von St. Mars gebracht; es sei ein sehr feines, nachlässig zusammengelegtes Hemd gewesen, worauf der Gefangene von einem Ende zum andern geschrieben gehabt: nachdem es der Gouverneur auseinander gelegt und einige Zeilen gelesen, habe er sehr verlegen den Laienbruder gefragt, ob er nicht so neugierig gewesen wäre, jene Schrift zu lesen; der Mönch habe ihm das

Gegentheil mit wiederholten Betheuerungen versichert, aber zwei Tage darauf sei er in seinem Bette todt gefunden worden. Dies ist eine Thatsache, die der erwähnte Officier sowohl von seinem Vater, als von dem damaligen Geistlichen im Fort so oft hat erzählen hören, daß er sie als unstreitig gewiß betrachtet.

Nicht minder gewiß scheint mir auch die folgende zu sein, die auf vielfältigen Zeugnissen beruht, welche ich an Ort und Stelle im Kloster Lerins, wo sich die Ueberlieferung davon erhält, gesammelt habe.

Man suchte eine Aufwärterin für den Gefangenen. Eine Weibsperson aus dem Dorfe Mongin bot sich dazu an, weil sie es für ein sicheres Mittel hielt, das Glück ihrer Kinder zu machen. Als man ihr aber sagte, sie müsse ihren Kindern, sowie allem Umgange mit den übrigen Menschen entsagen, so weigerte sie sich, das Schicksal eines Gefangenen, dessen Bekanntschaft so theuer zu stehen komme, zu theilen.

Ich muß noch hinzusetzen, daß an den beiden äußersten Enden des Forts, nach dem Meere zu, zwei Posten aufgestellt waren, die Befehl hatten, auf jeden Nachen, der sich bis zu einer gewissen Entfernung nähern würde, Feuer zu geben.

Die Person, die den Gefangenen bediente, starb auf der Insel. Jener schon erwähnte Offizier, der in gewissen Sachen der Vertraute des Herrn von St. Mars war, hat seinem Sohne mehrmals erzählt, er habe die

Leiche um Mitternacht abgeholt, und sie auf den Schultern nach dem Grabe getragen. Er hatte erst geglaubt, es wäre der Gefangene selbst, allein es war, wie ich eben gesagt habe, die Person, die ihn bedient hatte, und an ihre Stelle suchte man nachher eine Weibsperson.

Man wußte, daß St. Mars im Jahre 1698, als er den Gefangenen nach der Bastille brachte, sich auf seinem Landgute Plateau aufgehalten hatte. Dadurch wurde Ferron, um Voltaire in Bezug auf den Gefangenen widerlegen zu können, veranlaßt, den Herrn von Plateau um Nachrichten zu bitten. Dieser gab sie auch in einem Briefe in der Année Littéraire Junius 1678:

Da aus dem Schreiben des Herrn von Saint-Foix, von welchem Sie einen Auszug gegeben haben, so viel erhellt, daß der Gefangene mit der eisernen Maske noch immer die Einbildungskraft unserer Schriftsteller beschäftigt, so will ich Ihnen das mittheilen, was ich von ihm weiß. Er war sowohl auf der Insel Sainte-Marguerite, als auch in der Bastille nicht anders als unter dem Namen La Tour bekannt. Der Gouverneur und die Offiziere begegneten ihm mit der größten Achtung, er erhielt Alles, was sie nur einem Gefangenen zugestehen konnten. Er durfte öfters spazieren gehen, aber immer mit der Maske vor dem Gesicht. Erst seitdem das Siècle de Louis XIV. vom Herrn von

Voltaire erschienen ist, habe ich gehört, daß die Maske von Eisen und mit Federn versehen gewesen sei; vielleicht hatte man vergessen, mir von diesem Umstande zu sagen. Er hatte jedoch die Maske nur dann vor, wenn er ausging, um frische Luft zu schöpfen, oder wenn er sich vor einem Fremden sehen lassen mußte.

Ein Infanterie-Offizier, Herr von Blainvilliers, der viel bei dem Herrn von St. Mars gewesen war, hat mir öfters gesagt, La Tour's Schicksal habe seine Neugier nicht wenig gereizt; um sie zu befriedigen, habe er sich die Montur und das Gewehr eines Soldaten geben lassen, der auf einer Gallerie unter dem Fenster des Gefangenen auf dem Posten stehen sollte. Von hier aus habe er recht gesehen, daß der Gefangene die Maske nicht vorgehabt, er sei weiß im Gesicht, groß und schön gewachsen, sein Fuß sei, nach dem Knöchel hin, ein wenig zu stark, und sein Haar, ungeachtet er noch in den besten Jahren gestanden, schon ganz weiß gewesen; die ganze Nacht sei er in seinem Zimmer auf- und nieder gegangen. Blainvilliers setzt noch hinzu, der Gefangene sei immer braun gekleidet gewesen, man habe ihn mit sehr feiner Wäsche und Büchern versehen, der Gouverneur und die Offiziere seien vor ihm stehend und unbedeckt geblieben, bis er es ihnen geheißen, sich zu bedecken und zu setzen, auch hätten sie ihm öfters Gesellschaft geleistet und mit ihm gespeis't.

Herr von St. Mars vertauschte im Jahre 1698

die Gouverneurstelle auf der Insel Sainte-Marguerite gegen die der Bastille. Auf der Reise dahin verweilte er unterwegs mit seinem Gefangenen auf seinem Landhause Plateau. Der Mann mit der Maske kam in einer Sänfte vor der Sänfte des Herrn von St. Mars, mit einer Bedeckung zu Pferde. Die Einwohner des Dorfes gingen ihrem Gutsherrn entgegen. Dieser speiste mit seinem Gefangenen, aber so, daß Letzterer den Rücken gegen die Fenster des Speisezimmers, die auf den Hof gehen, gekehrt hatte. Die Bauern, die ich befragte, hatten nicht sehen können, ob er die Maske beim Essen vorbehalten, nur das sahen sie recht gut, daß Herr von St. Mars, der ihm bei Tafel gegenüber saß, ein Paar Pistolen neben seinem Teller liegen hatte. Ihre ganze Aufwartung bestand in einem einzigen Kammerdiener, der die Speisen, die ins Vorzimmer gebracht wurden, hineintrug, und jedesmal das Speisezimmer sorgfältig wieder verschloß. So oft der Gefangene über den Hof ging, hatte er immer seine schwarze Maske vor dem Gesicht. Die Bauern bemerkten auch, daß man die Zähne und die Lippen an ihm sehen konnte, daß er groß und sein Haar weiß war. Herr von St. Mars hatte sein Bett ganz dicht neben dem Bette des Gefangenen aufschlagen lassen. Nach dem Tode des Letzteren im Jahre 1704 ward er, wie der Herr von Blainvilliers gesagt hat, auf dem St. Pauls-Kirchhofe heimlich begraben, und in den Sarg wurden gewisse

ätzende Mittel geworfen, um die Leiche zu verzehren. Daß er einen ausländischen Accent gehabt haben soll, habe ich nie gehört.

Bei ihrer Ankunft in der Bastille trug der Königs-Lieutenant, Herr du Jonca, die Ueberlieferung des Gefangenen in das Tagebuch mit folgenden Worten ein:

„Donnerstag am 8. September um 3 Uhr Nachmittags kam der Herr von St. Mars, Gouverneur der Bastille, zum ersten Male von den Inseln Sainte-Marguerite und Sainte-Honorat hier an. Bei ihm in seiner Sänfte befand sich ein alter Gefangener, den er schon zu Pignerol gehabt, dessen Name nicht angegeben wird und den man beständig maskirt gehalten hat. Dieser ward einstweilen, bis zur Nachtzeit, in den Thurm de la Basiniere gesetzt; dann brachte ich ihn selbst gegen neun Uhr Abends in die dritte Kammer des Thurms de la Bertaudiere, die ich vorher auf Befehl des Herrn von St. Mars mit allem Nöthigen hatte versehen lassen. Als ich ihn auf die erwähnte Kammer brachte, begleitete mich Herr Rosarges, den der Herr von St. Mars mitgebracht hatte, und dem es aufgetragen war, den besagten Gefangenen auf Kosten des Gouverneurs zu bedienen und abzuwarten." —

Der Jesuit Griffet hat zuerst dieses sonderbare Stück aus einem Archive hervorgezogen, aus welchem sonst kein Blatt Papier herauskam. Allein er war

Beichtvater in der Bastille, und sowohl die Jesuiten, als auch der Gouverneur mochten damals gute Gründe haben, warum sie Anekdoten dieser Art bekannt machten.

Die letzte Nachricht, den seltsamen Gefangenen mit der Maske betreffend, gab Linguet, der während seiner langen Gefangenschaft in der Bastille von den ältesten Offizieren und Beamten verschiedene Notizen erhielt. Diese gab er dem Herrn de la Borde, der sie in einer eigenen kleinen Schrift über den Mann mit der Maske bekannt gemacht hat.

1) Der Gefangene trug eine Maske, nicht von Eisen, sondern von Sammet, wenigstens so lange er in der Bastille saß.

2) Der Gouverneur selbst bediente ihn und hob seine Wäsche auf.

3) Wenn er in die Messe ging, war es ihm auf's strengste untersagt, zu reden oder seine Gestalt sehen zu lassen: die Invaliden hatten Befehl, auf ihn zu feuern, ihre Flinten waren mit Kugeln geladen; auch verbarg er sich und schwieg mit der äußersten Behutsamkeit.

4) Als er todt war, wurden alle Möbeln, deren er sich bedient hatte, verbrannt, der Fußboden in seiner Kammer wurde aufgerissen, und die Decke losgebrochen, alle Winkel und Ecken, kurz jede Stelle, wo nur ein Stückchen Papier oder Leinwand hätte versteckt werden können, wurde durchsucht; mit einem Worte, man wollte

durchaus entdecken, ob er nicht irgend ein Merkmal von dem, was er war, zurückgelassen hätte. Linguet hat versichert, es gäbe noch Leute, die diese Umstände noch von ihren Eltern wüßten, welche als alte Aufwärter in der Bastille den Gefangenen mit der eisernen Maske gesehen.

Dieser unglückliche Gefangene starb endlich, nach vieljähriger Haft, im Jahre 1703 in der Bastille, wo er fünf Jahre und zwei Monate gesessen hatte. Eben der Herr du Jonca, der seine Ankunft in das Gefangenenbuch eingetragen hatte, schrieb auch seinen Tod ein.

Montags den 19. November 1703.

Der unbekannte Gefangene, der immer mit einer Maske von schwarzem Sammet bedeckt blieb, den Herr von St. Mars von der Insel Sainte-Marguerite mitgebracht und seit langer Zeit unter seiner Aufsicht gehabt, ist, nachdem er sich gestern, als er aus der Messe gekommen, nicht wohl befunden, heute Abend gegen zehn Uhr, ohne sonderlich krank gewesen zu sein, verstorben. Herr Guiraut, unser Aumônier, nahm ihm gestern die Beichte ab, aber der Tod überraschte ihn, bevor er die Sacramente empfangen konnte, und unser Aumônier hat ihm, ehe er verschied, nur eine Ermahnung gegeben. Begraben ward er Dienstags den 20. November, Nachmittags vier Uhr, auf dem St. Pauls-Kirchhofe, in unserem

Kirchspiele, sein Begräbniß hat vierzig Livres gekostet.

Indessen wurde doch sein Name und sein Alter vor den Priestern des Kirchspiels verhehlt. In dem Tagebuche der Bastille ist sein Begräbniß auf folgende Art eingetragen:

„Im Jahre 1703 am 19. November starb in der Bastille Marchiali, etwa fünfundvierzig Jahr alt. Sein Leichnam ward auf dem St. Pauls-Kirchhofe am 20. darauf, in Gegenwart des Herrn Rosarges, Majors, und Herrn Reilh, Chirurgen-Majors der Bastille, begraben, deren Unterschriften hier beigefügt sind." Rosarges. Reilh."

Ganz gewiß ist es auch, daß nach seinem Tode befohlen wurde, alles ohne Unterschied zu verbrennen, was zu seinem Gebrauche gedient hatte: Wäsche, Kleidungsstücke, Matratzen, Decken, ja sogar die Thüren seines Gemaches, seine Bettstelle und seine Stühle. Sein silbernes Couvert wurde umgeschmolzen, die Wände des Zimmers, das er bewohnt hatte, wurden abgekratzt und frisch wieder überstrichen, man trieb die Vorsicht so weit, daß man sogar den Fußboden aufbrechen ließ, weil man vielleicht besorgt, er möchte ein Billet versteckt oder durch sonst ein Merkmal sich verrathen haben.

Aus diesen Bruchstücken allen geht hervor: der maskirte Gefangene muß ein Man von sehr großer Wichtigkeit gewesen sein; die immer gleiche Sorgfalt, mit

der man ihn sein Gesicht verbergen ließ, giebt einen Beweis, wie gefährlich die Enthüllung gewesen sein würde, man mußte folglich an seiner Gesichtsbildung sehen können, wer er war; er selbst unterhielt mehr den Wunsch, sich zu erkennen zu geben, als zu entfliehen; da in Frankreich seit Mazarins Tode kein Prinz verschwunden ist, so muß der Gefangene mit der Maske ein wichtiger, aber damals nicht bekannter Mann gewesen sein, und dem Minister muß sehr viel daran gelegen haben, den Namen, die Schicksale und die Lage dieses Mannes geheim zu halten, weil man ihm für den Fall, daß er sich zu erkennen geben würde, mit dem Tode gedroht hatte.

Ferner erhellt hieraus die gewiß sehr auffallende Bemerkung, daß überall, wo sich dieser vornehme Unglückssohn befand, sei es auf einer Insel oder an der Küste der Provence, oder unterwegs, oder auch in Paris, er immerfort sein Gesicht verborgen halten mußte. Seine Gesichtsbildung konnte also in allen Gegenden des Königreichs das Geheimniß des Hofes verrathen.

Hierzu kommt noch, daß sein Gesicht von Mazarin's Tode an bis zum Ableben des Gefangenen in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts verborgen gehalten wurde, daß auch die Regierung die Vorsichtigkeit so weit trieb, daß sie der Leiche das Gesicht zerfetzen, oder wie Andere behaupten, sie ohne Kopf begraben ließ.

Seine Gesichtsbildung konnte ihn also ein halbes Jahrhundert lang von einem Ende Frankreichs bis zum andern kenntlich machen.

Es gab folglich ein halbes Jahrhundert lang in Frankreich einen wichtigen, allgemein gekannten Mann, einen Zeitgenossen, dessen Gesichtsbildung mit der des Gefangenen in der Vergleichung auffallen mußte. An wem aber konnte sie sich wohl sonst finden, als an Ludwig XIV., seinem Zwillingsbruder? Und so scheint denn das Staatsgeheimniß und damit auch Ludwig XIV. politisches Verfahren außer Zweifel zu sein. Bleiben auch noch Zweifel übrig, so entstehen sie wohl nur aus der Unwahrscheinlichkeit, daß sogar Aufseher von Staatsgefängnissen den unmenschlichen Befehl erhalten haben sollten, einen königlichen Prinzen, wenn er sein Geheimniß verriethe, mit kaltem Blute umzubringen: eine solche Barbarei scheint sich mit dem, was wir sonst von dem Charakter Ludwig XIV. der nicht blutdürstig war, wissen, nicht vereinigen zu lassen. Gleichwohl bezeugen Alle, die des Gefangenen mit der eisernen Maske erwähnen, daß jener Befehl wirklich gegeben gewesen sei.

Weit menschlicher zeigte sich Ludwig XV.; er würde dem Gefangenen die Freiheit geschenkt haben, wenn dieser bei seinem Regierungsantritte noch am Leben gewesen wäre. Sehr oft ist er in den Regenten gedrungen, die Schicksale des Gefangenen zu erfahren, aber der Regent hat ihm immer geantwortet: „Se. Majestät dürfe es

nicht eher wissen, als nach erlangter Volljährigkeit.“ Am Tage vor der Bekanntmachung derselben fragte ihn der König noch einmal, ob er nun das Geheimniß wie das Königreich Frankreich bekommen würde?

„Ja, Sire!“ antwortete der Regent in Gegenwart vieler großen Herren; „heute noch würde ich pflichtwidrig handeln, wenn ich das Geheimniß enthüllte, morgen aber werde ich auf die Fragen, die Sie mir vorlegen wollen, antworten müssen.“

Am folgenden Tage also zog der König in Gegenwart des Hofes den Regenten auf die Seite, um das Geheimniß zu erfahren. Aller Augen folgten dem König, und man sah, daß der junge Monarch sich bei der Erzählung des Herzogs von Orleans sehr erschüttert zeigte. Von dieser konnte man nichts verstehen, man hörte nur, daß der König am Schluß der Unterredung laut sagte: „Nun, wenn er noch lebte, gäbe ich ihm seine Freiheit.“

Ludwig XV. verwahrte das Geheimniß treuer als der Herzog von Orleans. Nur einmal, während des literarischen Streites zwischen dem Pater Griffet und Saint-Foix, entfuhren ihm in Gegenwart vieler Herren vom Hofe die Worte: „Laßt sie streiten! Noch hat Niemand in Bezug auf die eiserne Maske die Wahrheit gesagt.“ Er hatte dabei das Buch des Paters in der Hand.

Oefters hat der Dauphin, Ludwigs XVI. Vater, den König gebeten, ihm zu entdecken, wer der Gefangene

gewesen sei, aber jederzeit hat ihm der König geantwortet: „Es ist gut, daß Du es nicht weißt, es würde Dich zu sehr kränken.“

Sein erster Kammerdiener de la Borde, mit dem er sich zuweilen über Gegenstände aus der Geschichte, der Literatur und den schönen Künsten unterhielt, sprach einmal mit ihm über eine neue Anekdote, die den Gefangenen mit der Maske betraf. „Nicht wahr,“ sagte der König, „der Herr möchte gern, daß ich hierüber etwas sagte? Allein er soll davon eben nicht mehr erfahren, als jeder Andere weiß. Nur so viel will ich versichern, daß die Gefangenschaft dieses Unglücklichen keinem Menschen am Hofe geschadet und daß er weder Weib noch Kind gehabt hat.“

Eben so zurückhaltend war Ludwig XV. in diesem Stücke sogar gegen die Frau von Pompadour und seine andern Liebschaften. Alle wollten das Geheimniß von ihm wissen, aber Alle bemühten sich vergebens.

Es giebt noch mehrere Angaben über den Mann mit der eisernen Maske die aber meist auf der Hand liegend falsch sind, z. B. sind auch der Herzog von Lauzun,*)

---

*) Antoine Nompar de Caumont, Graf und Herzog von Lauzun, Marquis von Peguilhem, der bekannte Gegner von Louvois und Günstling Ludwigs XIV., saß 10 Jahre in Pignerol, weil er heimlich die Cousine des Königs (die große Mademoiselle, Tochter des Herzogs von Orleans, Bruder Ludwigs XIII.) geheirathet. L. heirathete 1696 die 16jährige Marie de Cages und starb 1726 im höchsten Alter.

der Generalintendant Fouquet**) genannt worden. Piquant, aber auch nicht bewiesen ist die Annahme von Montmerqué und einigen Andern, nach welcher die eiserne Maske ein Bastard des Herzogs von Montmorency***) und der Königin Anna von Oestreich, Gemahlin Ludwigs XIII. gewesen wäre. Daß der Montmorency in die schöne Königin verliebt war, kann nach Bassompierre und Saint Aulaires bestimmten Angaben darüber allerdings kaum in Zweifel gezogen werden, vielleicht steht auch noch fest, daß Anne d'Autriche ihm zärtlich geneigt war, wenigstens ließ sie sich ihre schönen Hände gern von ihm küssen, aber man hat nicht gewissen Anhalt dafür, daß ihr Verhältniß weiter gegangen wäre, ganz abgesehen davon, daß

---

**) Franz Fouquet, Vicomte von Vaux und Melün, der elegante und verschwenderische Oberfinanzintendant Ludwig XIV. Gegner Colbert's, 1661 gefangen genommen, starb 1680 im Gefängniß zu Pignerol.

***) Heinrich II. Herzog von Montmorency und Damville, Graf von Dammartin u. s. w. u. s. w. war den 30. April 1595 geboren, König Heinrich IV. persönlich und allein hielt ihn 1597 zur Taufe und gab ihm seinen Namen. Ein französischer Grandseigneur in des Wortes bester Bedeutung. Admiral und seit 1630 Marschall von Frankreich. Richelieu ließ ihn am 30. October 1632 zu Toulouse hinrichten. Mit ihm fiel der französische Hochadel dem Drängen des Königthums zur absoluten Gewalt. Noch länger als hundert Jahre sah man an der Wand des Stadthauses zu Toulouse die rothen Flecke von dem angespritzten Blut des unglücklichen Herzogs. In Frankreich aber heißt es seitdem: Les Montmorency ne courbent leurs têtes que devant le bourreau!

es von Montmorency heißt: „Il fait plus de peur aux maris que de mal.“

Eine ganz eigenthümliche Notiz über die eiserne Maske finden wir in den Memoires d'outre tombe des großen Chateaubriand (Band II Theil 4) nach welcher der unglückliche Mann, der Großvater Napoleon's gewesen sein soll. Der Bonaparte zu einem Bourbon gemacht! Die Stelle lautet bei Chateaubriand also: „Da es schwierig gewesen sein würde, aus Napoleon durch die geliebte Schlange der Olympia einen Sohn des Jupiter Ammon zu machen, oder einen Enkel der Venus durch Anchises, so entdeckten die Gelehrten (Las Cases) ein anderes Wunder, von dem sie Gebrauch machen konnten, sie bewiesen dem Kaiser nämlich, daß er von der eisernen Maske abstamme. Der Gouverneur der Insel Saint Marguerite hieß Bonapart; er hatte eine Tochter, in welche sich der Mann mit der eisernen Maske, der Zwillingsbruder Ludwigs XIV. verliebte, mit der er sich heimlich, aber mit Zustimmung des Hofes, vermählte. Die Kinder aus dieser Ehe wurden unter dem Namen ihrer Mutter ebenfalls heimlich nach Corsika gebracht, wo der Sprachgebrauch Bonapart in Bonaparte verwandelte, so wäre die eiserne Maske der geheimnißvolle Ahnherr des großen Mannes mit dem ehernen Angesicht gewesen, der auf diese Weise mit dem großen Könige (Ludwig XIV.) verwandt war. Die Linie Franchini Bonaparte führte

übrigens die goldene Lilie im Wappen. Napoleon lächelte ungläubig zu dieser Genealogie, aber er lächelte, es war immerhin der Anspruch auf ein Königreich, den seine Familie bekam. Napoleon affectirte eine Gleichgültigkeit, die er nicht besaß, denn er selbst hatte seine Genealogie aus Toscana kommen lassen."

So weit Chateaubriand; wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß wir diese Angabe eben nur als ein Curiosum mittheilen. Ebenso ist es nur eine Merkwürdigkeit, wenn Joseph von Hammer-Purgstall in seiner Geschichte des osmanischen Reichs (VII. 125) in der eisernen Maske den armenischen Patriarchen Arwedik erkannt haben will. Dagegen hat eine andere Meinung mehr Gewicht, welche unseres Wissens zuerst der brittische Diplomat Ludwig Dutens in seinen „Memoires d'un homme qui se répose" (Paris 1806) nicht sowohl neu aufgestellt, aber zu begründen versucht hat. Nach Dutens Ansicht war die eiserne Maske der mantuanische Minister Graf Ercole de Mattioli. Derselbe hatte sich gegen Ludwig XIV. verbindlich gemacht, seinen Herrn zur Abtretung der wichtigen Festung Casale an Frankreich gegen eine bedeutende Geldsumme zu bewegen. Er hatte selbst dafür große Summen und reiche Geschenke erhalten. Er war aber kaum (Ende 1678) aus Versailles zurückgekehrt, so verkaufte er nicht nur sämmtliche, die Händel über Casale betreffende Papiere für 200000 Fr. an das savoyische Mi-

nisterium, sondern gab auch mehrere wichtige Frankreich betreffende Nachrichten für ein Stück Geld an den Kaiser und an die Republik Venedig. Empört über diesen Verrath ließ Ludwig XIV. den Italiener unter einem gemachten Vorwande aus Turin locken und am (2. Mai 1679) nach der Grenzfestung Pignerol bringen; von da wurde er nach Sainte Marguerite und endlich nach der Bastille versetzt. Obgleich nun dieser Ansicht nicht nur der französische Schriftsteller J. Delort (Histoire de l'homme au masque de fer, Paris 1825, 3 Theile) mit gewichtigen Gründen beitritt und sich deutsche Geschichtsforscher, u. A. auch Heinrich Leo (Geschichte von Italien Theil V. pag. 689, Anmerkung) ihm angeschlossen haben, so ist, unserer Ansicht nach, die Sache doch noch keineswegs bewiesen. Mag man anfänglich auch Gründe gehabt haben, den verrätherischen Minister von Mantua in geheimer Haft zu halten, später hat man dazu keine Veranlassung gehabt. Das Geheimniß ist mit einem Wust von Fabelei umgeben, aber einzelne Lichter der Wahrheit schimmern doch hindurch und diese Lichter sprechen gegen die letzterwähnte Annahme. Wir können nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß die eiserne Maske Graf Ercole de Mattioli gewesen; freilich aber können wir auch zu den andern Annahmen nicht unbedingtes Vertrauen fassen, und müssen demnach bekennen, daß das Geheimniß der eisernen Maske bisher nicht gelüftet

worden ist. Das Räthsel beschäftigt uns, wie es unsre Großväter beschäftigt hat, und vor einigen Wochen erst brachte das Pariser Journal La France einen sogenannten Aufschluß über die eiserne Maske, aus Briefen von Benjamin Franklin. Dieser zeitweise so maßlos überschätzte Amerikaner will wissen, die eiserne Maske sei ein Sohn der Königin Anne d'Autriche und des 1628 ermordeten Herzogs von Buckingham gewesen. Beweise dafür aber bringt er nicht bei.

# Die beiden letzten Favras.

Die von Mahy waren eine gute, alte Familie der kleinen Gentilhommerie im Süd-Westen Frankreichs; ein berühmtes Geschlecht waren sie nicht, auch konnte man sie um Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht verarmt nennen, denn sie waren niemals reich gewesen. Indessen waren sie nicht ohne Ansehen und fanden leicht Protection bei den großen Herren ihrer engeren Heimat. Der Chef der Familie führte den Titel eines Marquis von Favras und Barons von Comére, die Lehengüter aber, auf denen diese Titel beruhten, waren jedenfalls ziemlich unbedeutend.

Im Jahre 1755 wurde Thomas Robert von Mahy, Marquis von Favras und Baron von Comére, geboren am 26. März 1744 zu Blois, nach Anderen 1745 zu Orléans, auf Empfehlung eines großen Herrn aus dem Südwesten bei den Mousquetaires der Maison militaire du Roi eingeschrieben. Er machte mit einem Detachement dieses Corps die Campagnen von 1761 und 62 mit und mußte, trotz seiner Jugend, Gelegen-

heit gefunden haben, sich auszuzeichnen, denn bei der Rückkehr aus dem Feldzuge erhielt er eine Compagnie Dragoner im Regiment von Chapt, später Belzunce; 1763 wurde er Capitain Aide-Major seines Regiments und galt für einen ausgezeichneten Officier, wenn auch schon damals bei ihm ein abenteuerlicher Hang und eine Lust am Projectemachen sich ziemlich unzweideutig kund gab; 1773 wurde er erster Lieutenant der Schweizergarde Monsieurs (des Grafen von Provence, nachmals König Ludwig XVIII.) Als solcher hatte er den Rang eines Obristlieutenants. Am 6. Januar 1776 heirathete er zu Mannheim im Beisein mehrerer fürstlicher Zeugen die Prinzessin Victoria Hedwig Caroline von Anhalt-Bernburg-Schaumburg.

Es hatte allerdings eine eigene Bewandniß mit der Prinzessinnenschaft der Marquise von Favras. Dieselbe war freilich die Tochter Karl Ludwigs, des Prinzen, später Fürsten von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, welcher 1806 starb, aber aus einer Ehe, welche niemals anerkannt wurde. Dieser Prinz war nämlich sehr jung in holländische Kriegsdienste getreten und nach Stevenswaerd in Garnison gekommen, wo der Platzmajor Johannes Kayser ein sehr angenehmes Haus machte, welches durch eine galante Frau und zwei bildschöne Töchter, Caroline und Benjamine, besonders anziehend wurde. Der junge Prinz verliebte sich aufs Leidenschaftlichste in Fräulein Benjamine; diese aber

setzte den höchsten Preis auf ihre Gunst und beredete den Unerfahrenen zu einer geheimen Ehe. Es wollte sich aber kein Geistlicher zur Trauung finden; denn nach den holländischen Gesetzen waren alle Ehen, die ohne väterliche Einwilligung und dreimaliges öffentliches Aufgebot vollzogen wurden, null und nichtig; überdies aber verfielen Alle, welche bei einer solchen Ehe mitwirkten, dem Criminalgesetz. Da mußte der eigene Vater des Prinzen, Fürst Victor Amadeus Adolf, gegen sein Wissen und Willen, dem Sohne zur Trauung behilflich werden. Der Fürst besuchte seinen Sohn nämlich auf einer Reise nach dem Haag, und ihm zu Ehren wurde im Kayser'schen Hause eine Soirée veranstaltet, bei welcher Pfänderspiele gespielt wurden. Dabei kam es denn vor, daß Herren und Damen looften, diejenigen aber, welche gleiche Nummern zogen, waren für den Abend Mann und Frau. Der Fürst und die Frau Platzmajorin, der Prinz und Fräulein Benjamine zogen gleiche Nummern; der Fürst, ein jovialer, freundlicher Herr, dankte bei seiner Abreise dem Platzmajor Kayser schriftlich für die gute Aufnahme und schloß seinen Brief: „Permettez, que j'assure ici toute votre famille de mon dévouement, particulièrement Madame et belle-fille.“

Nun spiegelten die Kayserś dem reformirten Prediger Wilhelm Mobachius zu Stevenswaerd, der den Zusammenhang mit dem Pfänderspiel nicht kannte, über-

dies auch kein Wort Französisch verstand, vor, daß der Brief und namentlich der Ausdruck belle-fille (Schwiegertochter) die Einwilligung des Vaters des Bräutigams enthalte. Der brave Mann nahm 18 Louisd'or und traute das ungleiche Paar in der Nacht des 25. März 1748. Allerdings wird diesen Angaben, die wir aus guter Quelle haben, widersprochen und es existirt, wie uns mitgetheilt wird, nicht nur ein Matrikel-Extract über die Trauung in der evangelischen Kirche vom 25. März 1748, sondern auch ein solcher über eine zweite Trauung am 26. März 1748 in der katholischen Kirche zu Stevensward. Darnach würde die Benjamine Kayser katholischer Confession gewesen sein. Gleich nach der Trauung erkannte der Prinz, daß er betrogen und daß seine Geliebte eine unwürdige Person sei; er entfernte sich von ihr noch vor der Geburt einer Tochter, welche im Januar 1749 zur Welt kam und Victoria Hedwig Karoline getauft wurde. Nun erhob sich ein langer Proceß; der Fürst von Anhalt klagte auf Nichtigkeitserklärung der Ehe, Benjamine dagegen klagte gegen den Prinzen wegen böslicher Verlassung und auf Unterhalt für sich und ihre Tochter. Erst am 26. Juli 1757 sprach der hohe Kriegsrath im Haag das Urtheil. Die Ehe wurde für null und nichtig erklärt, Benjamine Kayser mit all ihren Ansprüchen abgewiesen, der Prinz aber verurtheilt, der mit ihr erzeugten Tochter jährlich 700 Gulden Er-

ziehungsgelder bis zum 18. Jahre zu zahlen. Schon lange vorher, 1752, war Benjamine mit einem Hauptmann Johann Heinrich v. Maronde nach Brüssel gegangen; war dort insgeheim niedergekommen und in Verdacht des Kindesmordes gerathen; der weiteren Untersuchung hatte sie sich durch Flucht nach Frankreich entzogen. Während die Dame nun zu Brüssel in contumaciam für infam und ehrlos erklärt, und des Landes für immer verwiesen wurde, trat sie in Paris ganz keck als Prinzessin von Anhalt auf und machte ein glänzendes Haus, dessen Kosten die Roués der vornehmen Gesellschaft trugen.

Der Marschall Herzog von Richelieu war der besondere Protector der schönen Benjamine. Der Prinz, von dem scandalösen Leben in Paris unterrichtet, wünschte seine Tochter aus den Händen dieser Mutter zu befreien; er correspondirte mit Karoline Kayser, der Schwester Benjaminens, darüber. Er erbot sich, sein Kind unter dem Namen von Bärenthal adeln zu lassen und für sein standesmäßiges Unterkommen zu sorgen; aber Alles vergeblich, die Mutter willigte in keine Trennung; doch hatte die Tochter das mütterliche Haus schon seit längerer Zeit verlassen, als sie den Marquis von Favras heirathete.

1776 quittirte der Marquis von Favras den Dienst in der Schweizergarde Monsieurs und begab sich mit seiner Gemahlin nach Wien, um dort deren vermeint-

liche Ansprüche als anhaltische Prinzessin zu verfolgen. Der Reichshofrath aber erklärte, nachdem die Reichshofkanzlei unter dem 21. Nov. 1776 ein nicht ungünstiges Decret erlassen, auf Anhaltische Berufung unter dem 11. Mai 1778, daß die Klägerin anzuweisen sei, sich des fürstlichen und anhaltischen Namens, Titels und Wappens zu enthalten; auch das nachher angebrachte Begehren wegen Gestattung des Namens und Titels einer gebornen Gräfin zu Anhalt wurde vom Reichshofrath unter dem 17. September 1780 als unstatthaft verworfen. Damit war die Sache zu Ende.

Favras ging nun in russische Dienste, doch nur auf kurze Zeit, commandirte 1785 die holländische Legion in dem Kriege gegen den Erbstatthalter, kam aber bei Zusammenberufung der Etats-généraux nach Frankreich zurück und zeigte sich nun als einer der eifrigsten Projectenmacher. Er überschwemmte die Stände und später die Nationalversammlung namentlich mit Finanzprojecten, doch blieb er bei alledem stets ein eifriger Royalist und machte aus seiner Hingebung für die königliche Familie niemals ein Hehl.

In den schrecklichen Octobertagen des Jahres 1789 ging er mit dem Plane um, den König und die königliche Familie nach Metz zu entführen, und es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß er mit mehreren hohen Personen, namentlich auch mit Monsieur, dem Bruder des Königs, in dessen Garde er früher gedient,

verhandelt und von ihnen Aufträge empfangen hat. Worin diese Aufträge bestanden, das wird wohl ewig ein Geheimniß bleiben. Die Thätigkeit des Marquis entging indessen den Gegnern des Königthums nicht; man erfuhr, daß Favras über eine bedeutende Anleihe für Monsieur unterhandle. Man behauptete, dieses Geld solle dazu dienen, einen Haufen Bewaffneter bei Nacht nach Paris zu führen, Lafayette, Necker und Bailly zu ermorden und den König in eine Grenzfestung zu bringen. Am 25. December 1789 wurden Herr und Frau von Favras verhaftet und nach der Abtei St. Germain gebracht. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung, der Hof aber und besonders Monsieur bekamen einen solchen Schrecken, daß sogleich beschlossen wurde, den Marquis zu opfern. Schon am Tage nach der Verhaftung seines Agenten begab sich der Graf von Provence auf das Stadthaus, wo er eifrig gegen das Gerücht protestirte, welches ihn zum Mitschuldigen des Marquis von Favras mache. Er erklärte, daß er mit demselben seit 1775, wo Favras seine Dienste verlassen, weder mündlich noch schriftlich in irgend welchem Verkehr gestanden, sondern daß er nur seinem Schatzmeister Papillon de La Ferté erlaubt habe, sich der Dienste des Marquis von Favras bei Negociirung einer Anleihe zu bedienen, die er gezwungen sei zu machen, weil seit einem Jahre seine regelmäßigen Einkünfte in's Stocken gerathen seien.

Wir wollen hier diesen Schritt des Grafen von Provence nicht weiter qualificiren; die liberalen Bürger auf dem Stadthause waren entzückt, daß sich ein königlicher Prinz in Person bei ihnen entschuldigte, Jedermann aber sah klar, daß Favras vom Hofe aufgegeben wurde. Mögen die Pläne des Marquis gewesen sein, welche sie wollen, die Anklage, die man gegen ihn erhob, war lächerlich. Man behauptete, er habe ein Corps von 1200 Mann Cavallerie in Versailles bilden, den König entführen, die Häupter der Constitutionellen morden, die Nationalversammlung vernichten, dann aber die alten Stände und Parlamente wieder berufen wollen. Favras leugnete die ganze Anklage, er verlangte, daß man ihm wenigstens Einen von seinen 1200 Mann Cavallerie zeigen solle, er machte sie lächerlich, indem er mit Recht hervorhob, daß 36,000 Mann Nationalgarden und 300,000 bewaffnete Bürger, die ein Glockenschlag, ein Kanonenschuß versammeln konnte, seine 1200 auf der Stelle erdrückt haben würden. Das half ihm aber nichts; das revolutionäre Volk lechzte nach dem Blute eines Edelmannes. Tobende Massen umgaben den Gerichtshof des Chatelet und verlangten heulend den Tod des Marquis; der Hof hätte den Unglücklichen wahrscheinlich nicht retten können, auch wenn er sich Mühe gegeben hätte; man that aber keine Schritte für ihn, denn Manchem mochte es lieb sein, daß gewisse Geheimnisse mit dem Mar-

quis begraben wurden. Am 18. Februar 1790 verurtheilten die geängstigten Richter des Chatelet den Marquis von Favras zum Strange. Der Verurtheilte empfing diesen Spruch mit großer Festigkeit; er hatte ein besseres Gewissen als der Richter, der im Bewußtsein seiner Ungerechtigkeit stotternd zu ihm sagte: „Ihr Leben ist ein Opfer, welches Sie der öffentlichen Ruhe bringen müssen.“ Favras antwortete auf diese Albernheit nur mit einem verächtlichen Blick; er war übrigens der Letzte, welcher in Frankreich den schimpflichen Tod durch den Strang erlitt. Schon am folgenden Tage, 19. Februar, fand die Hinrichtung statt. Als man den Marquis im Hemde, den Strick um den Hals, auf dem Henkerkarren nach dem Stadthause fuhr, gerieth das Volk in eine wahrhafte Trunkenheit, mit Jubel und Händeklatschen begleiteten ihn die Massen. Ganz Paris war entzückt, daß ein Marquis gehängt wurde. Favras schaute ernst und ruhig in diesen scheußlichen Wahnsinn, gefaßt dictirte er auf dem Stadthause sein Testament. In diesem bekennt er, daß er mit einem großen Herrn verschiedene Unterredungen über die gefährliche Lage des Königs gehabt, daß man nach Mitteln gesucht habe, dem Könige seine Autorität wiederzugeben, daß man endlich ihm die Namen von zwei Herren genannt habe, welche, der Eine als Connetable des Reichs, der Andere als Commandant der Nationalgarde von Paris, die royalistische Bewegung hätten leiten sollen.

Als er sich gegen die Wahl dieser Männer erklärt, hätte man die Verhandlungen mit ihm abgebrochen. Kein Zweifel, daß Favras hier die Wahrheit sagte, freilich nicht die ganze Wahrheit. Man drang in ihn, die Namen des großen Herrn, mit dem er verhandelt, und der Beiden, die zum Connetable und zum National=gardecommandanten hätten ernannt werden sollen, zu nennen; Favras aber erklärte, da ihm ein Bekenntniß doch nichts nützen werde, so wolle er lieber schweigen und ohne Verrath ruhmvoll enden. Unterdessen war das Volk draußen immer ungeduldiger und wüthender geworden; bei einbrechender Dunkelheit gerieth es in Angst, daß man ihm sein Opfer entziehen könne; es heulte laut nach demselben. Der ganze Grêve=Platz und auch der Galgen wurde mit Lampen erleuchtet, endlich erschien Favras. Er ging mit ruhigem festen Schritt zum Galgen, drei Mal wendete er sich zum Volk und sprach: „Mitbürger, ich sterbe unschuldig, betet für mich!“ Als er die Leiter bestieg, sagte er zum Henker: „Nun, mein Freund, thue Deine Schul=digkeit.“ Weder diese edle Haltung, noch diese ruhige Fassung vermochten das wahnsinnige Volk zu rühren, sie klatschten in die Hände, lachten und schrieen: „Springe, Marquis, springe!“ Ja, Einige riefen wie im Theater: „da capo!“ Nur mit Mühe und mit aufgepflanztem Bajonnet vermochte die Nationalgarde die Menge ab=zuhalten, sich auf den Leichnam des Hingerichteten zu

werfen und ihn in Stücke zu reißen. Favras wurde in aller Eile zu St. Jean en Grêve begraben.

Gewiß war das Leben des Marquis von Favras nicht ohne Vorwurf, sein Tod aber war der eines Helden, und die Haltung, die er in seinen letzten Tagen und Stunden zeigte, versöhnt ihn mit Allem, was er sonst gefehlt haben mag. Er war in zweifacher Bedeutung ein Märtyrer des Royalismus.

Seine Wittwe, jene Tochter des anhaltischen Prinzen, die ihren Gemahl muthig vertheidigt hatte, emigrirte und ging mit ihren Kindern, einem Sohn und einer Tochter, nach Prag. Der Sohn, der mit des Vaters Namen auch dessen feurigen Geist und unruhigen, abenteuerlichen Charakter geerbt hatte, stand in österreichischen Kriegsdiensten, als ihn 1809 der Kurfürst von Hessen, der damals Truppen in Böhmen warb, zum Hauptmann ernannte. Diese Truppen standen bei dem Corps des Generals Kienmayer, der den Einfall in Franken machte. Favras schlug sich mit großer Bravour im Bernecker Paß gegen die Baiern. Nach Abschluß des Wiener Friedens entließ der Kurfürst von Hessen seine Truppen, verschaffte aber dem Marquis russische Dienste; hier avancirte Favras bis zum Oberstlieutenant. Bei Smolensk am 16. August 1812 wurde ihm zuerst der linke Oberarm zerschossen, bald darauf zerschmetterte ihm eine Kugel die rechte Kinnlade und den Gaumen. Auf

Veranlassung des Grafen St. Priest, wurde er nach St. Petersburg gebracht, und von den berühmtesten Aerzten behandelt, nach fünfzehn Monaten aber war er noch nicht völlig geheilt; sein Gesicht war furchtbar entstellt, seine Sprache blieb schwer und undeutlich. Er kehrte nach Frankreich zurück und wurde von allen Mitgliedern des königlichen Hauses mit großer Auszeichnung empfangen, nur Ludwig XVIII. gab dem Sohne des Mannes, der für ihn gestorben war, kein Zeichen seiner Dankbarkeit. Er bewilligte ihm nicht einmal eine Audienz und nur mit Mühe erhielt er endlich eine Hauptmannsstelle in einem Infanterie-Regiment. Befördert wurde er auch nicht, denn beim Ausbruch der Juli-Revolution 1830 war er immer noch Hauptmann. Trotz dieser wahrhaft königlichen Undankbarkeit blieb Favras ein treuer Royalist, forderte sofort seinen Abschied, um nicht dem Usurpator Louis Philipp zu dienen, und zog sich nach der Stadt Eger in Böhmen zurück. Dort lebte er in einem alten finstern Hause in äußerst beschränkten Verhältnissen. Niemals nahm er von einem Andern etwas an, selbst ein Glas Wein wußte er sehr gewandt abzulehnen. Er war mit einer Dame aus einem holländischen Hause vermählt, deren Kinderlosigkeit er als ein besonderes Glück betrachtete. Er wird 1843 oder 1844 zu Eger als der letzte Marquis von Favras verstorben sein. Auch seine Mutter, die Tochter des anhal-

tischen Prinzen, lebte zu Eger, sie hatte vom französischen Hofe eine Pension von 12,000 Fr. Er hieß Carl Ludwig; die Namen seiner Schwester konnten wir nicht in Erfahrung bringen, sie verheirathete sich und es leben jetzt noch Kinder von ihr, Enkel des Marquis von Favras, in Oestreich.

# Theodor Freiherr von Neuhoff.

In der Grafschaft Mark saß seit alten Zeiten das ritterliche Geschlecht derer von Neuhoff, das in Westphalen und im Rheinlande schon im 15. Jahrhundert ziemlich weit verzweigt und stattlich begütert erscheint. Die von Neuhoff führten (das Geschlecht ist 1811 mit Moritz von Neuhoff erloschen) eine gebrochene silberne Kette im Wappen, ein Zeichen, das man in diesem Falle wohl als ein Symbol betrachten darf jener sittlichen Bande, die erst gebrochen werden mußten, um aus einem westphälischen Edelmanne einen Abenteurer ersten Ranges zu machen. Unsern Helden löste indeß schon sein Vater aus den Banden der Familie, des Standes und auch der Heimath.

Leopold Wilhelm von Neuhoff vermählte sich nämlich in jungen Jahren schon gegen den Willen seines Vaters, und unter dem Widerspruch seiner ganzen Familie mit der schönen und leichtsinnigen Tochter eines bürgerlichen Armee-Lieferanten der Stift Lüttich'schen Stadt Viset

an der Maas. Darauf, mit seiner Familie gänzlich zerfallen, ging er in französische Kriegsdienste und kam nach Metz in Garnison, wo ihm erst eine Tochter, die später einen brutal-liederlichen, französischen Garde-Offizier, den Marquis von Trevoux, heirathete, und dann (1696) ein Sohn, Theodor Anton von Neuhoff, unser Abenteurer, geboren wurde.

Theodor von Neuhoff trat also in die Welt, durch die ungleiche Heirath seines Vaters schon vor seiner Geburt aller der sittlichen Bande beraubt, die helfend und stützend, schirmend und schützend Andere umgeben. Er stand außerhalb seines Vaterlandes, außerhalb seines Standes und seiner Familie. Wem gehörte er an, als er seinen Vater verlor, da er noch ein Knabe war? Einer Mutter, die zwar sehr schön, aber noch viel leichtsinniger als schön war, die sich nicht schämte, einem französischen Edelmanne als Maitresse nach Paris zu folgen.

Dieser Edelmann war der Graf von Mortagne, einer von den Ehrenkavalieren jener pfiffigen, aber in ihren Manieren deutsch-derben Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Herzogin von Orleans, Mutter des Regenten, einer Dame, die von einer wahren Wuth, Briefe zu schreiben, besessen war. Diese Briefe, die in der That viel interessante Dinge enthalten, werden jetzt aus allen Winkeln zusammengesucht und über alle Gebühr gepriesen als Muster deutscher Einfalt und Treuherzig-

keit. Aber gerade in dieser Beziehung ist „Madame“ mehr als vorsichtig, ihre Briefe haben indessen hohen Werth als Beiträge zur Sittengeschichte ihrer Zeit.

Theodor Anton von Neuhoff kam unter die Pagen dieser Fürstin, und wurde als solcher für den Kriegsdienst nach Sitte der Zeit erzogen. Als seine Ausbildung vollendet war, wollte ihm der Prinz von Pfalz-Birkenfeld eine Lieutenantsstelle im Regiment Elsaß geben, von Neuhoff aber schlug dieselbe aus, denn er hatte bereits ein Verhältniß mit dem Marquis von Courcillon, das wir hier nicht weiter qualifiziren wollen. Der Marquis gab ihm eine Compagnie in dem Dragoner-Regiment, dessen Obrist er war, und lebte mit ihm in den wüstesten Ausschweifungen zu Paris.

Der Marquis von Courcillon war der Sohn des Marquis Dangeau,*) hatte also die besten Verbindungen bei Hofe, durch welche es ihm ein Leichtes war, seinem Liebling Urlaub zu verschaffen, so lange er wollte. Eine Zeit lang führte von Neuhoff ein flottes Leben, als er aber mit dem Marquis von Courcillon einer schändlichen Ursache halber zerfiel, gerieth er so tief in Schulden, daß er endlich vor die table de marbre, den Gerichtshof der Herren Marschälle von Frankreich,

---

*) Philipp von Courcillon Marquis von Dangeau, geb. 1638, Ehrencavalier der Dauphine, starb 1720. Verfasser des Journal de la Cour de Louis XIV. von 1684 bis 1720. (Vollständige Ausgabe Straßburg 1817, vier Bände.)

citirt wurde. Der junge Mann, der keine Aussicht hatte, irgendwie seinen Gläubigern gerecht zu werden, ergriff die kürzeste Partie, quittirte den französischen Dienst und flüchtete vor seinen Gläubigern nach Holland.

Hier bot er seine Dienste dem bekannten Freiherrn Georg Heinrich von Görz an, der damals schwedischer Gesandter im Haag war, dieser nahm sie an und gebrauchte den gewandten jungen Mann zu mehreren geheimen diplomatischen Missionen an verschiedenen Höfen, namentlich am spanischen.

Man wird sich vielleicht darüber wundern, daß der Minister einer Großmacht, das war Schweden damals noch, so ohne Weiteres in enge Verbindung mit dem landflüchtigen von Neuhoff treten konnte, heutzutage wäre das auch wohl kaum möglich, aber Görz selbst war eine Art von politischem Abenteurer, wenn auch in höherem Styl; er hing mit all' den zahllosen Abenteurern zusammen, von denen es damals in Europa wimmelte, deren sich die Intriguenpolitik jener Zeit zu ihren Zwecken bediente, Leute aus den verschiedensten Ländern und Ständen, die aber Alle durch eine Art von Freimauerei untereinander verbunden waren.

Als am 28. Februar 1719 Görz zu Stockholm enthauptet wurde, befand sich von Neuhoff in dessen Aufträgen zu Madrid, und er wäre nun wieder dem Elend verfallen gewesen, wenn nicht der spanische Pre-

mier-Minister, Cardinal Alberoni, ebenso wie Görz, ein politischer Abenteurer gewesen wäre. Der Abenteurer mit dem rothen Hut aber ließ unsern Abenteurer nicht fallen, sondern machte ihn zum Obristen und verschaffte ihm außer seinem Gehalt noch eine Pension von 600 Pistolen. Außerdem benutzte von Neuhoff seine Bekanntschaft mit dem allmächtigen Minister so gut, daß er sich bald im Besitz eines Vermögens von 10 bis 12,000 Pistolen sah. Diese Erfolge aber machten den jungen Mann so übermüthig, daß er alle Spanier schlecht behandelte und sich deßhalb bei Alberoni's plötzlichem Sturz von Feinden umgeben sah. Schon glaubte er aus dem Königreich flüchten zu müssen, da half ihn wiederum ein großer Abenteurer, der Herzog von Ripperda.

Ripperda rieth ihm nämlich, ein gewisses Kammerfräulein der Königin, welche in außerordentlicher Gunst bei Hofe stand, zu heirathen, und führte ihn bei demselben ein. Der Plan glückte; Lady Catharina Sarsfield, Tochter des irischen Lords Kilmanock, eines Vetters des berühmten Herzogs von Ormond, wurde die Gemahlin unseres Abenteurers und gab ihm neues Ansehen in Madrid. Doch scheint diese vornehme Dame nicht die Gabe besessen zu haben, ihren Gemahl zu fesseln, sie wurde demselben vielmehr in kurzer Zeit so unausstehlich, daß er lieber flüchtig aus Spanien entwich, als länger in Gemeinschaft mit ihr lebte; von Neu-

hoff schiffte sich zu Carthagena nach Frankreich ein. Daß er die Edelsteine und sonstigen Schmucksachen seiner Gemahlin mitnahm, ohne dieselbe zu fragen, kann bei einem Abenteurer der Art eben nicht auffallen; von Neuhoff kam nach Paris zu derselben Zeit, da der Mississippi-Actienschwindel und der Credit des Law'schen Systems den höchsten Punkt erreicht hatte. Natürlich wurden Abenteurer Law und Abenteurer von Neuhoff sofort sehr intim, und der Erstere verschaffte dem Letztern einen Parlamentsbefehl, der ihn vor den Verfolgungen seiner früheren Gläubiger schützte. So lange nun der Actienschwindel ging, lebte von Neuhoff als Grand-Seigneur und verschwendete riesige Summen, als aber Law bankerot machte und flüchtete, war unser Held wiederum einmal in der übelsten Lage. Jetzt nahm sich seiner die zärtliche Schwester, die Frau Gräfin von Trevoux, an; der kostete die Liebe des Bruders ein so gewaltiges Stück Geld, daß der Graf von der Mark,*) ehemals französischer Ambassadeur in Stockholm, der die Gräfin von Trevoux als Geliebte unterhielt, darüber ungeduldig wurde und eine lettre de cachet gegen von Neuhoff erwirkte. Andere sagen, die Zärt-

---

*) Ludwig Peter, Graf von der Mark, geb. 1674, vermählt 1700 mit Marie Margarethe Francisca von Rohan-Chabot, 1704 Brigadier, 1709 Maréchal de Camp, 1711 Gesandter in Schweden, 1718 Generallieutenant, 1724 Ritter vom heil. Geist, 1738 Ambassadeur in Schweden, 1739 Grand von Spanien und Ritter vom goldnen Vließ, starb 1750.

lichkeit der Schwester für den Bruder habe den Herrn Ambassadeur eifersüchtig gemacht; kurz, von Neuhoff mußte auf's Neue aus Frankreich flüchten, und wiederum nahm er einige Kleinigkeiten mit, die ihm nicht gehörten. Das scheint eine Schwäche unseres Helden gewesen zu sein; die Herzogin von Orleans erzählt, er habe bei seiner Flucht „sine Schwester Alles gestollen, von 200,000 Frcs., er solle auch Law's seinem Bruder vor Ein Million gestollen haben." So arg wird's nun wohl nicht gewesen sein, die alte Dame liebte es, den Mund etwas voll zu nehmen, und scheint ihrem ehemaligen Pagen gar nicht gewogen zu sein, was wir ihr denn auch nicht weiter verdenken wollen. Unser Neuhoff ging zuerst nach England und von da nach Holland. In Amsterdam wußte er das Vertrauen von verschiedenen reichen Kaufleuten, besonders von portugiesischen Juden, zu gewinnen, und von diesen erhielt er nicht unbedeutende Summen geliehen, mit denen er sich, um Handelsgeschäfte zu treiben, nach der Levante begab.

Hier nun ist eine Lücke in dem Leben unseres Abenteurers, die wir nicht auszufüllen vermögen; wir verlieren ihn völlig aus den Augen und können nur vermuthen, daß er sich eine Zeit lang bei dem schon oben erwähnten Baron Johann Wilhelm von Ripperda aufgehalten, der damals seiner spanischen Grandenwürde und seines Herzogstitels beraubt, unter dem Namen Osman Feldherr des Kaisers Muley von

Marocco war und mit dem Plane umging, eine neue Religion zu stiften, welche den Muhamedanismus mit dem Judenthume vereinigen sollte. Man kann annehmen, daß Ripperda, der sich auch in Marocco nur durch seine genauen Verbindungen mit den vornehmsten Abenteurern in Europa behauptete, die kecken Pläne von Neuhoff's auf alle Weise gefördert und unterstützt hat, wenn wir auch nicht vermögen, direkte Beweise dafür beizubringen. Es liegt der Beweis für die Unterstützung in den damaligen besonderen Verhältnissen der Mittelmeerstaaten.

Die Pläne unseres kühnen Abenteurers aber liefen darauf hinaus, sich an die Spitze der Bevölkerung auf der Insel Corsica zu stellen, die damals, der strengen Herrschaft der Genueser müde, im Begriff war, sich zu empören und sich unabhängig zu machen. Durch untergeordnete Abenteurer in Livorno hatte von Neuhoff Verbindungen mit den nationalen Häuptlingen des corsischen Aufstandes angeknüpft und sich bald überzeugt, daß ein Mann, der den Corsen Geld, Waffen und Munition zuführe, sich leichtlich der höchsten Gewalt würde bemächtigen können. Darauf hin handelte er.

Die Abenteurer jener Zeit, die so leicht kein Mittel, welches ihren Zwecken dienen konnte, verabsäumten, bedienten sich auch der Presse, ohne zu ahnen, daß die Presse gerade einst ihrem Treiben schonungslos ein Ende machen werde, und so fand das erstaunte Europa

eines Morgens folgenden Artikel in fast allen seinen Zeitungen:

„Bastia, den 5. April 1736.

In dem Hafen von Aleria ist jüngsthin*) ein englisches Schiff, welches dem Consul dieser Nation zu Tunis gehören soll, und mit demselben eine sehr vornehme Person angelangt, die Einige für einen königlichen Prinzen, Andere für einen englischen Lord und noch Andere für den Prinzen Rayoczy ausgeben. So viel hat man Nachricht, daß er sich zur römischen Religion bekennet und den Namen Theodor führt. Seine Kleidung ist nach Art der Christen, derer, die in der Türkei reisen, und besteht in einem langen scharlachnen gefütterten Rocke, Sammet-Perrücke, Hut, Stock und Degen. Er hat ein Gefolge von zwei Offizieren, einem Sekretair, einem Prediger, einem Oberhofmeister, einem Hofmeister, einem Küchenmeister, drei Sclaven und vier Laquaien bei sich. Hiernächst hat er 10 Kanonen, über 7000 Flinten, 2000 Paar Schuhe, eine große Menge von allerhand Vorrath, ingleichen verschiedene Kisten mit Gold- uud Silberspecies an's Land bringen lassen. Die Anführer der Corsicaner haben ihn mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, ihm auch den Titel Ihrer Excellenz und eines Vicekönigs beigelegt; wie er denn

---

*) Es war am 13. März 1736. Vergl. Varnhagen v. Ense, biographische Denkmale Th. I. pag. 295 und: Klose, Leben P. Paoli's pag. 17.

bereits vier von den Corsicanern zu Obristen gemacht und jedem monatlich 200 Stück von Achten bestimmt, hiernächst 20 Compagnien errichtet, dabei jeder Gemeiner ein Feuerrohr, ein Paar Schuhe und eine Zechine bekommen. Seine Residenz hat er zu Campo Loro im bischöflichen Pallast genommen, vor welchem 400 Mann mit 2 Kanonen Wache halten."

Dieser die Neugierde reizende Artikel lenkte die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf die Insel Corsica, die geheimnißvolle Persönlichkeit aber, die nur mit dem Namen Theodor bezeichnet wird, war kein Anderer, als unser Theodor von Neuhoff, der sich an die Spitze des corsischen Aufstandes stellte und der durchlauchtigen Republik Genua den Krieg erklärte.

Die Sachen entwickelten sich nun rasch; schon am 15. April wurde von Neuhoff in einer großen Versammlung der Corsen einmüthig zum König von Corsica erwählt und auf freiem Felde mit einem grünen Kranze zum Könige gekrönt, welcher grüne Kranz sich denn ganz anmuthig auf der oben erwähnten Perruque des Abenteurers ausgenommen haben muß.

Uebrigens wurde zwischen dem neuen Könige von Corsica und den Häuptlingen eine Wahlcapitulation aufgerichtet, die 19 Artikel zählt. Der erste Artikel lautet: „Es wird der Herr Theodor Baron von Neuhoff zum Beherrscher und ersten König dieses Königreiches dergestalt erhoben, daß nicht nur er auf Lebenszeit,

sondern auch nach ihm dessen männliche Descendenten nach dem Rechte der Erstgeburt und nach dem Range des Alters, in Ermangelung männlicher Leibeserben aber dessen Töchter nach eben dem Rechte und Range regieren sollen; jedoch daß die auf dem Throne Succedirenden der römisch-katholischen Religion zugethan sind und in dem Königreiche residiren sollen, so wie hochgedachter Herr Baron daselbst residiren wird."

Die ganze Affaire klingt jetzt fast scherzhaft, damals war sie im höchsten Grade ernsthaft, der Abenteurer war ein wirklicher König, der König eines Volkes, das sich seine Unabhängigkeit von Fremdherrschaft erkämpfte, geworden und hätte nun Gelegenheit gehabt, eine wirklich schöne und große Rolle zu spielen, wenn er eben mehr gewesen wäre, als ein Abenteurer. Indessen kann man nicht in Abrede stellen, daß mit der Königskrone doch ein gewisser Ernst über den Mann kam, daß er wenigstens zum Theil die Verpflichtungen fühlte, die er übernommen und daß jetzt Alles zum Vorschein kam, was noch irgend Gutes vom alten westphälischen Edelmann in ihm steckte.

Nach der Wahl organisirte König Theodor zunächst seinen Hof- und Staats-Haushalt; Costa, durch den er in Livorno die Verhandlungen mit den Corsen geführt hatte, wurde Reichskanzler, Siegelbewahrer und in den Grafenstand erhoben; Don Xavier wurde Marquis und Schatzmeister, Don Giafferi Graf und Befehlshaber

der Armee, endlich Don Hyacintho Paoli Reichsgouverneur.

König Theodor ließ goldene, silberne und kupferne Münzen schlagen, dieselben zeigen im Avers sein Brustbild mit der Umschrift: Teodorus D. G. unanimi consensu electus Rex et Princeps Regni Corsici. Im Revers aber sah man eine Krone, welche von drei Palmen getragen wurde, und die Legende: Pro bono publico Corsico. Andere Münzen von ihm zeigten auf einer Seite die unbefleckte Empfängniß Mariä mit der Legende: monstra te esse matrem! auf der anderen aber das Wappen des neuen Königreichs mit der Umschrift: Teodorus Rex Corsicae, einem Mohrenkopf im goldenem Felde, und dem von Neuhoff'schen Familienwappen, einer gebrochenen silbernen Kette im schwarzen Felde, durch eine Uebereinandersetzung zusammengestellt.

Man sieht, das Königthum Theodors von Corsica war vollkommen ernsthaft gemeint und so nahm es auch die damalige Welt auf. Auch in Theodors Heimath, in Westphalen, machte die Königskrone Eindruck, ja, sie scheint sogar einen Theil der stolzen Familie mit dem Abenteurer versöhnt zu haben, wenigstens finden wir von nun an einige westphälische Vettern in königlich corsicanischen Diensten, so z. B. einen Baron von Droste und unter dem Gefolge kommen mehrfach Namen vor, die entschieden westphälisch sind.

Am Ernsthaftesten nahm das Königreich Neuhoff's die durchlauchtige Republik Genua, die durch dasselbe ihre Herrschaft über die Insel Corsica auf's Gefährlichste bedroht sah, sie erließ unter dem 9. Mai 1736 eine Proclamation, in welcher sie den Baron Theodor von Neuhoff für einen Schwindler erklärte, worin sie, wie wir wissen, nicht ganz Unrecht hatte, einen Theil seines übeln Lebenswandels enthüllte und ihn endlich als Hochverräther mit der schwersten Strafe bedrohte. Außerdem aber setzten die Genueser einen Preis von 2000 Thlr. auf den lebendigen und von 1000 Thlr. auf den todten König Theodor, d. h. sie versprachen diese Summe demjenigen, der von Neuhoff lebendig oder todt in Genua einliefere. Es spricht für unsern Abenteurer, daß sich Niemand fand, der diese Summen verdienen wollte.

König Theodor erließ nun gegen dieses Manifest der durchlauchtigen Republik Genua nicht nur ein Gegenmanifest, sondern er handelte auch und bemühte sich, die genuesischen Truppen von seiner Insel zu vertreiben. Das gelang ihm zum Theil und bald war er sogar im Stande, die Hauptstadt der Insel, Bastia, welche die Genueser noch in ihrer Gewalt hatten, zu blokiren. Von Neuhoff scheint kein ganz ungeschickter Soldat gewesen zu sein, wenigstens schlug er die genuesischen Truppen in mehreren Scharmützeln und siegte auch in einem wirklichen rangirten Treffen am 29. Juni 1736

bei Isola Rossa, wo der genuesische Obrist Marchelli nicht weniger als 4000 Mann verlor. Am Tage nachher nahm König Theodor zwei genuesische Schiffe, die mit Geld, Waffen und Munition beladen waren.

Das aber war das letzte Lächeln des Glücks. Am 29. August mußte er bei Calenzano den Genuesern weichen, was aber noch schlimmer war, er gerieth in Streitigkeiten mit den corsischen Häuptlingen, denen er zu scharf regierte und die sich überhaupt mehr Hülfe von ihm versprochen haben mochten. Doch gelang es dem gewandten Manne, die Unzufriedenen zu beschwichtigen, und als Symbol der Einigkeit gewissermaßen stiftete er am 16. September zu Sartena den Königlich Corsicanischen Ritterorden von der Erlösung. Von da ab aber nahmen die Dinge einen so übeln Verlauf, daß sich König Theodor entschloß, ins Ausland zu gehen und sich persönlich Hülfe zu holen. In den ersten Tagen des November landete er zu Livorno, ging über Paris nach Amsterdam; wurde aber dort am 19. April 1737 wegen alter Schulden in seinem Gasthofe arretirt und in's Schuldgefängniß gebracht. Doch kam er schon am 7. Mai wieder in Freiheit und wurde nicht an die Republik Genua ausgeliefert, wie diese durch ihren Gesandten verlangt hatte.

Das war eine Hauptstütze unseres Abenteurers, daß alle Feinde der hochmüthigen Republik Genua, und diese hatte fast nur Feinde, nicht abgeneigt waren, ihm wenigstens unter der Hand Hülfe zu leisten. Uebrigens

bethätigte der aus dem Schuldgefängniß entlassene König einen rastlosen Eifer; bald war er in Lissabon, bald in Malaga, bald wieder in Amsterdam, bald in England und überall war er nicht ohne Einsicht und nicht ohne Erfolg thätig für die Unabhängigkeit der Insel Corsica und sein Königreich. Es spricht auch zu seinen Gunsten, daß die Corsen ihm unwandelbar treu blieben und in seinem Namen die Insel regierten, bis auf die Festungen Bastia, Ajaccio, Calpe und Pellegrino, welche die Genueser besetzt hielten.

Am 13. September 1738 erfüllte König Theodor das Versprechen, das er bei seiner Abreise den Corsen gegeben, er landete mit mehreren Schiffen im Hafen Il Sorucco unweit Porto Vecchio und schiffte reichlich Waffen und Munition aus.

Die Corsen empfingen ihn als ihren König, aber er war dennoch zu spät gekommen, denn es befand sich bereits ein französisches Truppencorps unter dem Grafen Boisseux auf der Insel, welches einen Vertrag zwischen der Republik Genua und den aufständischen Corsen vermitteln sollte.

Den König Theodor hatte Frankreich nicht anerkannt und hatte auch nicht die Absicht es zu thun, denn es strebte schon damals darnach, die Insel mit Frankreich zu vereinigen, deshalb war es eben in seinem Interesse, die Genuesen und Corsen einander gegenseitig

abschwächen zu lassen, nicht aber dem Könige zur Alleinherrschaft auf der Insel zu verhelfen. Diese Politik hat ihm Früchte getragen, dreißig Jahre später war Corsica französisch.

Im November 1738 verlangten die Franzosen die Auslieferung Neuhoff's, und der arme König sah sich zum zweiten Male genöthigt, sein Königreich zu verlassen. Er flüchtete nach Neapel. Dort wurde er am 2. Dezember des gedachten Jahres verhaftet und nach Gaëta geführt, hier aber mit außerordentlicher Rücksicht behandelt und endlich frei gelassen. Auch in Neapel liebte man die Durchlauchtige Republik Genua nicht.

Nun beginnen wieder Neuhoffs abenteuerliche Kreuz- und Querzüge, bei denen wir den König von Corsica bald hier, bald dort auftauchen und ebenso plötzlich wieder verschwinden als erscheinen sehen. Im Jahre 1739 zeigt er sich zu Rom, Venedig und Tunis; 1740 zu Köln am Rhein, wo er bei einem Verwandten, dem Deutschordens-Comthur Freiherrn von Droste, wohnt. Ein anderer Freiherr von Droste commandirte um dieselbe Zeit die dem König Theodor treu gebliebenen Corsen gegen Genueser und Franzosen. Im Jahre 1741 finden wir Neuhoff in der Schweiz bei seinem alten Freunde dem General von Salis, 1742 aber in England.

Es steht urkundlich fest, daß die britische Regierung damals mit ihm verhandelte und geneigt war, ihm die Mittel zu gewähren, um die Franzosen von der Insel

Corsica zu vertreiben, wahrscheinlich aber unterhandelte die Regierung mit ihm nicht als wie mit dem Könige von Corsica, sondern als einer Privatperson, doch scheint sie sich zu großen Bewilligungen anheischig gemacht zu haben.

Am 12. Januar 1743 landete König Theodor zu Livorno, sammelte die vertriebenen Corsen um sich und erließ ein Manifest, durch welches er Allen, die von ihm abgefallen waren, mit Ausnahme des Paoli, einen General-Pardon gewährte. In diesem Manifest nennt er sich: „Theodor von Gottes Gnaden König von Corsica und Großmeister des Militair-Ordens der Erlösung."

Der Schluß dieses Manifestes lautet: „daran geschieht unser königlicher Wille. Zu solchem Ende haben Wir es mit eigener Hand unterschrieben und mit Unserm königlichen Insiegel bestärket. Gegeben zu Balagna in Sanct Reparata am 30. Januar der Geburt Christi im 1743sten und Unseres Reiches, welches Gott glücklich machen und erhöhen wolle! im siebenten Jahre. Theodor."

Mit Manifesten aber macht man kein Reich glücklich, viel mehr aber that der König von Corsica nicht, zwar segelte er nach der Insel, setzte auch zu Isola Rossa Waffen und Munition an's Land, er selbst indessen verließ sein Schiff nicht und begnügte sich, an

der Küste zu kreuzen und Succurs von Genua zu verhindern.

Wir wissen, daß es unserm Abenteurer nicht an Muth fehlte, daß ihn also andere Beweggründe abgehalten haben müssen, sich an die Spitze des ihm treu gebliebenen Theiles der Bevölkerung von Corsica zu stellen. Wahrscheinlich hielt er seine ganze Affaire der Einmischung der Franzosen als hoffnungslos, und benutzte seine Königstitel nur noch zur Anknüpfung von Verhandlungen und Intriguen, durch welche er sich Geld zu verschaffen gedachte. Doch thun wir ihm vielleicht darin zu viel.

Gleich darauf war er wieder verschwunden und kam erst wieder zum Vorschein und zwar zu Siena, als seine Anhänger einen neuen Angriff auf die Genuesen wagten, und auf einem Volkstage zu Corte am 14. Juni 1744 eine Acte aufsetzten, in welcher sie sich verbanden, zu leben und zu sterben für ihren König Theodor.

Man wird uns zugeben, daß unser Abenteurer ein nicht gewöhnlicher Mensch gewesen, daß er bessere Eigenschaften besessen haben muß, als aus seinem Leben bekannt sind, denn sonst wäre diese Anhänglichkeit der Corsen an seine Person eine Unmöglichkeit gewesen.

Nun verschwindet Neuhoff wieder und zwar gleich bis zum Jahre 1748; man sagt, er habe während dieser Zeit in Holland gelebt, schwerlich aber war er unthätig, das wäre ganz gegen seine Natur gewesen,

auch glauben wir seine Spur während dieser Zeit mehrmals in Deutschland und Italien aufgefunden zu haben. Im Jahre 1749 treffen wir ihn in London. Der Aufenthalt in London wurde ihm verhängnißvoll, wie so manchem Abenteurer vor und nach ihm.

Der König von Corsica wurde zu London wegen Schulden verhaftet, doch müssen wir zu seiner Rechtfertigung bemerken, daß es Schulden waren, die er für die Befreiung Corsica's gemacht; die Lieferanten von Waffen und Munition ließen ihn festsetzen und die britische Regierung, an welche er zweifellos Gegenforderungen hatte, ließ ihn fallen, weil sie ihn nicht mehr brauchen konnte oder wollte; sie erkannte seine Gegenforderungen nicht an und desavouirte die Verhandlungen mit ihm. Nun war der König von Corsica verloren, er kam in das Gefängniß der Königsbank, und hier büßte er fast bis an seines Lebens Ende. Ein furchtbares Schicksal für einen Mann, der seit seiner frühesten Jugend an eine unruhige und rastlose Thätigkeit gewöhnt war. Auch brach hier bald der Muth und die edle Resignation, mit welcher er anfänglich sein Schicksal acceptirt hatte, und es zeigte sich, daß er doch kein rechter Held war, sondern eben nur ein Abenteurer. Am 27. März 1752 erschien er in Westminster mit anderen Gefangenen der Kingsbench vor einer Kommission des Parlaments und brach in bittere Klagen über die Behandlung aus, die er dulden müsse. Gewiß beklagten die Parlaments-

mitglieder den unglücklichen Mann, auch sorgten sie dafür, daß ihm eine bequemere Wohnung angewiesen wurde, mehr aber vermochten sie nicht zu thun, sie hätten denn die ungeheuren Summen, die er für Lieferungen schuldig war, bezahlen müssen.

Noth und Mangel peinigten den Mann, der einst wirklich eine Krone getragen, und er verfiel dem öffentlichen Mitleid. Die Londoner Schauspieler nahmen sich seiner zunächst an; der gefeierte Garrick führte zu seinem Besten ein Stück auf, das eine reiche Einnahme gewährte, dennoch war von Neuhoff's Lage so trostlos, daß er 1755 einen unglücklichen Fluchtversuch machte, der natürlich zu noch engerer Einschließung führte.

Aber sein Unglück sollte noch größer werden, 1755 kam nämlich eine Parlaments-Acte heraus, durch welche alle Schuldner, welche völlig zahlungsunfähig waren, in Freiheit gesetzt wurden. Durch diese Acte wurde Neuhoff frei, und nun hatte der ehemalige König von Corsica nicht einmal den nöthigen Lebensunterhalt, er mußte im eigentlichen Sinne des Wortes hungern. Im Mai 1756 bat er auf wirklich rührende Weise in den öffentlichen Blättern um eine Unterstützung, er wollte in sein Vaterland zurückkehren und dort sterben. Wo war das Vaterland des armen Abenteurers? Er hatte bei seiner Geburt schon kein Vaterland mehr. Einige seiner früheren Bekannten aus der hohen Aristocratie sollen sich jetzt seiner erinnert und ihm Unterstützung

gewährt haben; bedeutend sind sie schwerlich gewesen, denn sie setzten ihn nicht in den Stand, England zu verlassen, auch fiel er diesen Herren, die sich seiner so spät erinnerten, nicht lange mehr zur Last, der Tod erlöste ihn noch im selben Jahre, er starb im Dezember 1756 zu London im 61. Lebensjahre, nach einer handschriftlichen Mittheilung reumüthig und mit den Tröstungen der Religion wohl versehen. Die Armenkasse ließ ihn begraben.

Das war das Ende des Königs Theodor von Corsica, so nennen wir den westphälischen Abenteurer, denn die Geschichte hat nach ihm Abenteurern den Königstitel gegeben, die weit weniger Berechtigung dazu hatten, als Theodor von Neuhoff. Ihm hatte ein um seine Freiheit kämpfendes tapferes Volk die Krone gegeben, den Andern gab sie die Laune eines großen Despoten!

Der westphälische Abenteurer war mindestens mit eben so viel Recht König von Corsica, als funfzig Jahre später ein corsischer Abenteurer König von Westphalen war.

# Der Herzog von Ripperda.

Wir haben dieses merkwürdigen Mannes schon in unserer Schilderung des Königs von Corsica gedacht, und wenn Ripperda es auch nicht zu einem Königstitel gebracht hat, so ist er doch weit mehr als der Baron von Neuhoff ein Abenteurer im großen Styl. Er ist der eigentliche Repräsentant der vornehmen Abenteurer des vorigen Jahrhunderts, er sank nie bis zum Gauner herab, er hielt sich stets auf der Höhe des politischen Abenteurerlebens, und wenn man den König Theodor kaum noch bemitleiden kann, so darf man es beklagen, daß so eine bedeutende Begabung, wie die Ripperda's, im Abenteurerthum aufgehen mußte.

Die von Ripperda, Reichsfreiherren schon seit dem Jahre 1474, sind ein uraltes und angesehenes Geschlecht; ursprünglich dem Stift Minden angehörig, verzweigten sie sich nach Ostfriesland und Gröningen, auch nach anderen Provinzen Niederlands, und erwarben einen ausgedehnten Grundbesitz. Mehrere

Söhne des Geschlechts gelangten in den nordischen Reichen zu Ansehen. Sie waren bei den Domcapiteln zu Münster, Minden, Halberstadt und Utrecht aufgeschworen, und gegen Mitte des 17. Jahrhunderts scheinen sie auch eine nicht unbedeutende Rolle in den politischen Händeln der Niederlande gespielt zu haben. Das Familienwappen ist ein sogenanntes redendes Wappen, es zeigt in schwarzem Felde einen goldenen oder silbernen geharnischten Reiter zu Pferde mit gezücktem Schwerte. So bekannt nun auch die Familie Ripperda ist, so wenig weiß man doch über die Jugend unseres Helden.

Johann Wilhelm Freiherr von Ripperda wurde 1680 geboren, nach Einigen zu Pettkum in Ostfriesland, welches Städtchen damals seiner Familie erb- und eigenthümlich zugehörte, nach Andern auf dem Schlosse Roolgeest in der Herrschaft gleichen Namens, die zur Provinz Gröningen gehörte und von seinem Vater erworben worden war. Einige lassen nun den jungen Freiherrn in Brabant oder Cöln von den Jesuiten erzogen sein und ihn später das reformirte Bekenntniß annehmen, um ein reiches reformirtes Fräulein heirathen zu können, nach Andern war schon der Vater Johann Wilhelm's bei der Erwerbung der Herrschaft Roolgeest zum Protestantismus übergetreten und hatte seine Familie mit hinüber geführt, noch Andere endlich wollen wissen, Johann Wilhelm sei allerdings katholisch

erzogen, aber lediglich reformirt geworden, um in ständischen Angelegenheiten eine Rolle spielen zu können. Ganz wird sich die Sache schwerlich noch aufklären lassen, unserer Ansicht nach war die ganze Familie Ripperda um jene Zeit schon längst protestantisch, und man hat einen Uebertritt Johann Wilhelm's in seiner Jugend vorausgesetzt, weil er in späteren Jahren allerdings ziemlich leichtfertig in religiösen Dingen sich gezeigt und mit dem Bekenntniß mehrmals gewechselt hat. Die Bekehrung in der Jugend einmal angenommen, war es nicht schwer, Beweggründe dafür zu finden, denn Johann Wilhelm von Ripperda hat nicht nur wirklich ein reiches protestantisches Fräulein geheirathet, sondern auch in der That eine Rolle in den ständischen Angelegenheiten der protestantischen Niederlande gespielt.

Der Obrist von Ripperda, er stand als solcher in Diensten der Generalstaaten, muß sich übrigens in den ständischen Angelegenheiten als ein tüchtiger Mann erwiesen haben, denn er wurde nicht nur dem Prinzen Eugen, während des spanischen Erbfolgekrieges von vortheilhafter Seite bekannt, sondern später nach dem Utrechter Frieden von den Generalstaaten nach Spanien gesandt, um dort einen Handelsvertrag zu unterhandeln. Solche Aufträge aber pflegten die klugen hochmögenden Herren nicht dem ersten Besten zu ertheilen, sondern nur Männern, zu deren Einsicht sie das beste Vertrauen hatten.

Nun, ein Mann von hoher geistiger Begabung war Johann Wilhelm von Ripperda ohne Zweifel, zugleich aber auch ein Mann von ungezügeltem Ehrgeiz, brennendem Thatendurst, mit einem Hang zur Pracht, zu Glanz und Aufwand, den wir jetzt kaum begreiflich finden, der aber in jener Zeit noch ein häufiger war.

In Spanien fand der phantasiereiche, von abenteuerlichen Ideen erfüllte Obrist vielmehr seine Stelle, als in den nüchternen Niederlanden, wo der ganze Gang des Lebens wie nach der Uhr geregelt war. In Spanien, wo noch heute jener Geist ritterlicher Abenteuerlichkeit, der die Conquistadoren über weite Meere und in ferne Lande trieb, noch nicht ganz erloschen ist, gab es damals noch Anknüpfungspunkte genug für Ripperda; das ritterliche Abenteuer war dort noch lebendig, und gewisse Reste maurisch-morgenländischer Sitten gaben dem Leben einen pikanten Reiz mehr für den genußgierigen jungen Mann, überdem aber stand damals der größeste politische Abenteurer jener Zeit, also eine Ripperda verwandte Natur, der Cardinal Alberoni, an der Spitze der spanischen Monarchie. Ripperda wußte sich bei den Cardinälen del Giudice und Alberoni sehr bald in Gunst zu setzen und erlangte selbst bei der Königin Zutritt, als er sich geneigt zeigte, katholisch zu werden. Er kehrte indessen, nachdem er den Handelsvertrag abgeschlossen, nach Holland zurück, legte Rechenschaft ab, wie es scheint zur Zufriedenheit der Generalstaaten,

und begab sich dann nach kurzem Aufenthalte wieder an den spanischen Hof, wo er wirklich öffentlich das katholische Bekenntniß abnahm. Seine reformirte Gemahlin hatte er in den Niederlanden zurückgelassen.

In den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Spanien, wo er sich mit Grundbesitz in der Gegend von Segovia ansässig machte, spielte Ripperda keine eben äußerlich glänzende Rolle, Alberoni scheint ihn nur in Angelegenheiten gebraucht zu haben, wo er Spanien wirklich gute Dienste leisten konnte; er bediente sich seiner zur Anlegung von verschiedenen industriellen Etablissements auf Staatskosten, durch welche in der spanischen National-Industrie ein neuer Aufschwung bewirkt werden sollte und auch wirklich bewirkt wurde, so weit das nämlich durch künstliche Mittel überhaupt möglich ist. Ripperda begründete damals unter Anderm die große Königliche Tuchmanufactur in Segovia, zu welcher er selbst, Frankreich und Holland durchreisend, die Arbeiter mit Mühe zusammenbrachte.

In dieser nützlichen, aber seinen Begriffen nach nichts weniger als glänzenden Thätigkeit hat Ripperda schwerlich Genüge gefunden, wahrscheinlich aber hat er sie als Grundlage einer späteren betrachtet, wie man denn bei ihm nie außer Acht lassen darf, daß er durchaus kein Abenteurer in gewöhnlichem Sinne war, sondern in der That mehrere wirklich staatsmännische Eigenschaften besaß. Das zeigte sich recht deutlich

beim Sturze des Cardinals Alberoni, denn Ripperda wurde in diesen Sturz nicht mit verwickelt und zog sich nur aus Klugheit auf seine Güter bei Segovia zurück, unterließ aber nicht, sich von Zeit zu Zeit bei Hofe zu zeigen.

Er bereitete sich nun auf die bedeutende Rolle vor, die er in der nächsten Zeit zu spielen gedachte; Ripperda hatte einen großen politischen Plan entworfen, der allein schon bekundet, daß er staatsmännische Einsicht besaß. Einst hatte die spanisch-österreichische Monarchie der französischen die Wage gehalten, Frankreich war erst übermächtig geworden, seit nach dem spanischen Erbfolgekriege Spanien für das Haus Oesterreich verloren und an das französische Haus Bourbon-Anjou übergegangen war. Spanien und Oesterreich als Staaten hatten aber keine collidirende, sondern nur gemeinsame Interessen Frankreich gegenüber: es war nun der Plan Ripperda's, das dynastische Band, welches ganz allein Spanien an die französische Politik fesselte, zu sprengen und Spanien mit Oesterreich zu versöhnen, das heißt, einen Bund zwischen Spanien und Oesterreich gegen Frankreichs Uebergewicht zu Stande zu bringen. Diese Versöhnung aber wollte Ripperda durch direkte Verständigung bewirken, ohne fremde Mittlerschaft. Man wird diesem Plan weder Kühnheit, denn es gab da eine Menge von Schwierigkeiten zu überwinden, ab-

sprechen, noch bestreiten können, daß derselbe auf politisch völlig richtigen Anschauungen beruhte.

Wir wissen nicht, wie es Ripperda gelungen ist, den Madrider Hof für seinen Plan zu gewinnen, wahrscheinlich wußte er die kühne, ehrgeizige Königin dafür zu interessiren, und so wurde er wirklich im November 1724 als Unterhändler im tiefsten Geheimniß nach Wien gesandt.

Der Baron von Paffenberg, so nannte sich Ripperda in Wien, wohnte in einem Gärtnerhause der Vorstadt, sehr bescheiden und zurückgezogen, aber er verhandelte persönlich mit dem deutschen Kaiser Carl VI., zu dem er Nachts durch Hinterthüren geführt wurde. Weder die Kaiserin noch die Minister wußten etwas von diesen Verhandlungen, ihr Haß gegen Spanien würde jede Verhandlung unmöglich gemacht haben, nur Graf Philipp Ludwig von Sinzendorf (starb 1742) und der Marquis von Realp hatten von dem Geheimniß Kunde. Verhandelt wurde nun zwischen dem Kaiser und dem Baron Ripperda zunächst über die Vermählung des Infanten Don Carlos (nachmals der in mehrhafter Beziehung treffliche König Carl III.) mit der Erzherzogin Maria Theresia; durch diese Vermählung wäre das Haus der spanischen Bourbonen ganz an die Stelle der Habsburger getreten, es hätte dieselben, wie jetzt schon Spanien, nun auch in den österreichischen Erblanden, in Ungarn, Böhmen u. s. w.

ersetzt, denn bekanntlich war Kaiser Carl VI. der Letzte vom Mannesstamm der Habsburger. Frankreich hätte dann wieder nach zwei Seiten Front machen müssen, wie vor dem Absterben der spanischen Habsburger. Für diese glänzende Aussicht konnte die spanische Politik schon Opfer bringen und Zugeständnisse machen. In der That waren die Vortheile zunächst auf Oesterreichs Seite, denn Spanien wurde durch diese Verhandlungen allein schon von Frankreich und den Seemächten getrennt, also die Quadrupel-Alliance zwischen Frankreich, Spanien, England und Holland gesprengt.

Später hat man behaupten wollen, um die Bedeutung von Ripperda's Verhandlungen zu schwächen, der Kaiser Carl VI. habe ihn von Anfang an getäuscht und sei nie Willens gewesen, die glänzenden Versprechungen zu halten, die er Spanien gemacht; das aber ist albern, denn Carl VI. konnte sich sagen, daß Spanien seine Zusagen ebenfalls nicht halten würde, wenn er seinerseits nicht Wort halte. Allerdings gab der Kaiser nichts Schriftliches von sich, das aber kam bei der eigenthümlichen Kabinetspolitik jener Zeit öfter vor.

Es unterliegt gar keinem Zwefel, daß Ripperda nicht nur geschickt, sondern auch mit großem Erfolg unterhandelt hatte, denn als der Bruch zwischen Spanien und Frankreich erfolgte, als der Herzog-Regent von Orleans in Folge der sogenannten Cellamare-Verschwörung die spanische Infantin (Maria Anna

Victoria von Bourbon, geb. 1718, sie wurde 1732 mit dem König Joseph I. von Portugal vermählt und starb 1780), die König Ludwig XV. verlobt war und in Paris erzogen wurde, nach Madrid zurückschickte, erhielt Ripperda von seinem Hofe die Weisung, unmittelbar abzuschließen.

Nun erst erfuhren zu Wien die Kaiserin und die Kaiserlichen Minister von Ripperda's Verhandlungen und erhoben anfänglich starken Widerspruch, doch gewann erst der Kaiser die Kaiserin, dann aber Ripperda selbst durch Geschenke die Minister. In jener Zeit fand man noch nichts Schimpfliches darin, daß Minister Geschenke nahmen, und Ripperda soll damals in Wien fast eine halbe Million Gulden vertheilt haben.

Ripperda schloß nun vier verschiedene Verträge. Im ersten vom 30. April 1725 erkannte Spanien die berühmte pragmatische Sanction an, sonst wurden die früheren Bestimmungen über Anerkennung und Verzichtleistung lediglich wiederholt. Der zweite Vertrag (2. Mai 1725) öffnete den Unterthanen des Kaisers die spanischen Häfen, die Handels-Compagnie von Ostende wurde bestätigt, den Hansestädten endlich dieselben Rechte mit England und Holland in Spanien verliehen. Der dritte Vertrag (ebenfalls am 2. Mai des gedachten Jahres abgeschlossen) enthielt eine Defensiv-Alliance zwischen dem Kaiser und Spanien, auch versprach der Erstere darin ausdrücklich, sich zu bemühen, daß Spa-

nien Gibraltar zurückerhalte. Der vierte Vertrag endlich, der am 7. Juni 1725 abgeschlossen wurde, enthielt eine Erneuerung der Stipulationen, die wegen der italienischen Besitzungen getroffen worden waren. Zu diesen vier Verträgen kam die mündliche Uebereinkunft, nach welcher die beiden Töchter Kaiser Carl's VI. an die beiden ältesten spanischen Infanten vermählt werden sollten; auch soll Ripperda bei dieser Gelegenheit mit dem Kaiser die Restauration des Hauses Stuart in England verabredet haben.

Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß ganz Europa in Bewegung gerieth, als der Erfolg von Ripperda's Sendung, der die gesammte Politik von Europa umzugestalten drohte, nach nnd nach bekannt wurde; an allen Höfen wurde intriguirt und kabalirt, an allen Ecken und Enden wurden Bündnisse und Gegenbündnisse abgeschlossen, kurz, Ripperda war für einige Zeit entschieden eine Hauptperson der diplomatischen Welt, und seine Eitelkeit wenigstens mußte vollkommen befriedigt sein.

Im November 1725 verließ Ripperda Wien, er reiste durch Italien, schiffte sich zu Genua ein nnd kam über Barcellona nach Madrid, wo der Hof mit seinen Erfolgen so zufrieden war, daß ihm der König die Grandezza verlieh, ihn zum spanischen Herzog machte und zum Minister des Krieges, der Marine und der Finanzen ernannte. Zugleich erhielt Ripperda's ältester Sohn den Gesandtschaftsposten in Wien.

Das war der Prüfstein für Ripperda's Charakter; er stand auf der Höhe seines Glücks, jetzt mußte es sich zeigen, ob er ein wirklicher Staatsmann war oder nur ein glücklicher Abenteurer mit einigen staatsmänni=schen Eigenschafttn. Der Abenteurer kam zum Vor=schein, sein Glück verblendete ihn, in unglaublichem Uebermnth beleidigte er die spanischen Großen und überwarf sich sogar mit dem österreichischen Gesandten, dem staatsklugen Grafen Lothar Joseph Georg von Königsegg, den er als seine festeste Stütze betrachten mußte, so lange er die spanische Politik in einem Oesterreich günstigen Sinne leiten wollte. Ripperda's Uebermuth schonte selbst die Eigenliebe der herrschenden Königin nicht, und als er durch verfehlte Finanz=speculationen dem Volke verdächtig und durch Gehalts=reductionen den Beamten verhaßt wurde, da ließ ihn der Hof plötzlich fallen. Nur wenige Wochen hatte seine Herrlichkeit gedauert, denn schon im Mai 1726 wurde er entlassen, jedoch immer noch unter großen Gnadenbezeugungen und mit einer Pension von 3000 Pistolen.

Hatte Ripperda vorher sein Glück schwindeln ge=macht, so raubte ihm nun der jähe Wechsel die Be=sinnung ganz, denn obwohl er gar nichts zu fürchten hatte, stellte er sich doch mit großer Ostentation unter den Schutz des englischen Gesandten, des Vertreters gerade der Macht, der er mit seiner Politik am feindseligsten

gegenübergetreten war. Dieser Schritt, der gar nicht zu erklären ist, mußte den spanischen Hof auf's Höchste beleidigen, er verlangte Ripperda's Auslieferung und erlangte dieselbe auch nach einigen Verhandlungen. Ripperda wurde nach Segiova gebracht und dort in leidlicher Gefangenschaft gehalten. Des Vaters Sturz wurde auch für den Sohn verhängnißvoll, denn er verlor den Gesandtschaftsposten in Wien uud eine reiche Heirath, die er im Begriff war abzuschließen, wurde rückgängig.

Fast zwei Jahre saß Ripperda zu Segovia gefangen, als es ihm mit Hülfe einer schönen castilianischen Dame, die ihn während seiner Gefangenschaft getröstet hatte, zu fliehen gelang. Erfüllt von Rache gegen den spanischen Hof, kam er über Portugal nach den Niederlanden.

Wir erfahren nicht, ob Ripperda sich in Holland seiner Familie genähert hat, er scheint mit derselben, wahrscheinlich zunächst wegen seines Uebertritts zur katholischen Kirche, zerfallen gewesen zu sein. Mit seiner Gemahlin scheint er alle Verhältnisse abgebrochen zu haben, dafür sorgte schon jene schöne Castilianerin von Segovia; die reformirte Gemahlin verließ ihre Güter nicht. Rachepläne gegen den spanischen Hof schmiedend, knüpfte Ripperda im Haag zunächst Verbindungen mit einem Marokkaner Namens Perez an, ihm schien Marokko ein Punkt, von dem aus er mit

Erfolg gegen Spanien operiren könne. Nach einem kurzen Aufenthalte im Haag begab er sich nach London, und so hoch war noch sein Ansehn, daß er eine Privat-Audienz bei Georg I. erlangte, doch fand er für seine Entwürfe dort nicht die erwartete Unterstützung.

Enttäuscht verließ er England und Europa überhaupt, er schiffte sich im Texel nach Tanger ein und ging von dort mit Empfehlungsbriefen des oben erwähnten Perez nach Mequinez, wo ihn der Kaiser von Marokko mit großer Auszeichnung aufnahm. Ripperda hatte die schöne Castilianerin bei sich, die ihm mehrere Kinder gebar und ihm auch bis zu seinem Tode treu blieb. Außerdem begleitete ihn ein sehr gewandter Mensch, ein Franzose, der sich St. Martin nannte und ihm Jahrelang sehr treu als Kammerdiener und Vertrauter die besten Dienste leistete. Ripperda gewann am marokkanischen Hofe ziemlich rasch einen bedeutenden Einfluß, erkannte aber bald, daß er nur dann seine Absichten werde erreichen können, wenn er den Turban nähme. Er entschloß sich auch dazu, der schon alternde Mann fürchtete aber die Beschneidung, bis sich der getreue St. Martin erbot, ihm mit seinem Beispiel voran zu gehen. Nachdem der Abenteurer, so können wir ihn nun mit vollem Rechte nennen, den Turban genommen, wurde er allmächtig am marokkanischen Hofe und rüstete als Osman-Pascha sofort im größesten Maaßstabe gegen Spanien. Das war im Jahre 1732.

Der Madrider Hof entsetzte ihn nun der spanischen Grandezza und erklärte seine Herzoglichen Titel für erloschen, darnach aber begann der Krieg. Ripperda griff die spanischen Küsten an der Nordküste Afrika's mit Erfolg an und machte sich furchtbar, obwohl die undisciplinirten marokkanischen Truppen zwei Mal von den Spaniern unter Anführung des Grafen Montemar und des Marquis von Villadarias geschlagen wurden. Ein kühnes Unternehmen auf Ceuta schlug ihm zwar fehl, aber er brachte den Spaniern bei einem Ausfall eine derbe Schlappe bei und zeigte sich überhaupt als ein nicht ungeschickter Truppenführer. Verschiedene Unglücksfälle nöthigten ihn endlich doch, die Belagerung von Ceuta aufzugeben, bei welcher er auch seinen getreuen St. Martin eingebüßt hatte, der von den Spaniern gefangen wurde. Trotz dieses Unglücks wußte sich Ripperda am Hofe zu Mequinez in Ansehn zu erhalten, uud wahrscheinlich würde er einen neuen Krieg gegen Spanien anzufachen gewußt haben, wenn nicht im Jahre 1734 ein Thronwechsel eingetreten wäre, der ihm jede Aussicht raubte.

Bis dahin war Ripperda mit den Häuptern der Abenteuerschaft Europa's in Verbindung geblieben, wahrscheinlich unterstützte er auch die Entwürfe und Pläne des Barons von Neuhoff in Corsica, von da an aber scheint der in rastlosem Treiben des Ehrgeizes früh gealterte Mann das Bedürfniß der Ruhe gefühlt

zu haben; er zog sich zu seinem Freunde, dem Pascha von Tetuan, zurück, bei dem er ein ruhiges, epikuräisches Leben geführt haben soll, obwohl er heftig von der Gicht geplagt wurde. Erklärlich ist es wohl, daß dieser immerhin bedeutende Mann, sobald die Ruhe eintrat, sich getrieben fühlte, religiösen Dingen seine Aufmerksamkeit vorzugsweise zuzuwendnn, freilich hat man dabei schwerlich an eine innere Umkehr zu denken. Er fühlte sich vielleicht in seinem Gewissen gedrängt, seinen Abfall vor sich und Andern zu rechtfertigen, und ganz im Geiste seiner Zeit setzte er aus christlichen, jüdischen und muhammedanischen Lehren eine sogenannte allgemeine Religion zusammen, die ihm, dem glaubenslosen Abenteurer, und Vielen seiner Zeitgenossen genügen mochte, die aber begreiflicher Weise weder einen Christen, noch einen Juden, noch einen Moslem befriedigen konnte. Wahrscheinlich ist er auch in religiöser Erkenntniß nicht weiter gekommen. Deshalb mag es aber immerhin in der Wahrheit beruhen, daß er auf Antrieb seiner Castilianerin vor seinem Ende noch sich wieder zum Christenthum bekannte und sein Glaubensbekenntniß vor dem Pater Zacharias aus dem Trinitarierkloster, das damals zu Mequinez unter französischem Schutz bestand, ablegte.

Der Herzog von Ripperda, oder Osman-Pascha, starb am 17. Oktober 1737; sein Freund, der Pascha von Tetuan, ließ ihn als Moslem beerdigen.

Es ist uns nicht bekannt, ob noch directe Nachkommen des Herzogs von Ripperda leben, das Geschlecht der Freiherren von Ripperda aber blüht noch heute in mehreren Zweigen.

# Anacharsis Cloots.

So bekannt im Allgemeinen auch die in der Ueberschrift genannte abenteuerliche Persönlichkeit ist, die eine beinahe groteske Rolle im blutigen Trauerspiel der französischen Revolution spielte, so ist es doch nicht ganz leicht gewesen, die Herkunft und weiteren Lebensverhältnisse derselben festzustellen. Erschwert wurden die Forschungen durch die schwankende Schreibart des Namens und dessen Aehnlichkeit mit den Namen anderer Familien, die ebenfalls in Cleve und am Niederrhein vorkommen. Einige genealogische Handbücher sind in einem völligen Wirrwarr befangen, aus welchem es nicht leicht ist, sich herauszufinden.

Der Name der Familie, aus welcher der Abenteurer entsprossen, wird richtig Cloots geschrieben, nicht Clootz, noch weniger Klotz; dieselbe darf nicht verwechselt werden mit der Familie Cloth, Clot, Cloet, Kloit, auch Clothem, wie sehr häufig geschehen ist, obgleich dieselbe ein ganz anderes Wappen führt.

Die Cloots gehören einer holländischen Judenfamilie an; ihre frühere Heimath näher zu bestimmen ist uns nicht gelungen; Thomas Franz Cloots, der unter dem 20. Oktober 1756 von der Kaiserin Maria Theresia ein Freiherrn-Diplom erlangte, war nach Angabe des Diploms aus dem Limburgschen gebürtig. Das Wappen zeigt in goldenem Felde einen mit drei goldenen Pfennigen belegten schwarzen Balken und einen schwarzen Doppeladler darüber. Wahrscheinlich war dieser Thomas Franz Cloots, wie der erste Freiherr dieses Namens, so überhaupt ein homo novus, der wohl durch seinen Reichthum zu Ansehn gelangte. Er erwarb Grundbesitz im Cleveschen, und nach der Angabe des Freiherrn von Ledebur (Adelslexikon der preußischen Monarchie I.) war noch 1829 Gnadenthal bei Cleve im Besitz der Cloots, in neuester Zeit aber ist keine Familie dieses Namens im preußischen Staate mehr ansässig, man kann dieselbe wohl mit ziemlicher Sicherheit zu den in hiesigen Landen erloschenen zählen. Was nun dieses Gnadenthal betrifft, so nennt Freiherr von Zedlitz dasselbe Gnadendael und führt zugleich eine geborene von Dael als die Gemahlin eines Freiherrn von Cloet auf, was auf einer Confusion beruhen muß, die wir nicht zu enträthseln vermögen. Wir haben nämlich außer der Angabe des sehr zuverlässigen Freiherrn von Ledebur noch einen schlagenden Beweis da-

für gefunden, daß Gnadenthal bei Cleve im Besitz der Cloots und nicht der Cloet gewesen. Unser Abenteurer nämlich, Johann Baptist Cloots, geboren 1755, im Gnadenthal bei Cleve, also vor der Erhebung seines Vaters in den Freiherrenstand, nannte sich vor der Revolution in Paris Jean Baptiste du Val de Grace, Baron de Cloots, er übersetzte einfach den Namen seines Familiengutes in's Französische und machte seinen Titel dadurch vollklingender, wie es französische Unsitte und Abenteurergebrauch in gleicher Weise mit sich brachten.

In frühester Jugend schon wurde Cloots mit dem genährt, was man damals Philosophie und Aufklärung nannte; sein erster Erzieher war nämlich sein Oheim, der damals nicht unberühmte Schriftsteller Cornelius Pauw, der nach dem Erscheinen seiner Recherches philosophiques sur les américains, 1768 und 69, von Diderot zur Mitarbeit an den Nachträgen zur Encyklopädie eingeladen wurde. Es war begreiflich, daß die Encyklopädisten sich an Pauw wendeten, denn der war ganz ihr Mann, ganz ebenso flach und ebenso kühn, wie sie in Forschung und Kritik, ganz ebenso maaßlos nach der einen und beschränkt nach der andern Seite.

Der junge Baron Cloots wurde kaum eilf Jahre alt nach Paris in ein Seminar zur Erziehung geschickt und trat dann, noch sehr jugendlich und sehr

reich in die Pariser Gesellschaft ein, in welcher er gleich von Anfang an fanatischer Schleppträger der neuen Ideen eine gewisse Rolle spielte. Graf Achille Jouffroy ist also im Irrthum, wenn er in seinem Werk: Les fastes de l'anarchie I die Notiz von Cloots giebt: „ruiné et exécré dans son pays, il vint en France etc.“ In seinem Vaterland, in Cleve, kannte man den Mann gar nicht, der als ein eilfjähriger Knabe nach Frankreich gekommen war. Auf dem Wege, der dem jungen Cloots durch die erste Erziehung des Pauw und dann durch dessen encyclopädistische Freunde in Paris gegeben wurde, konnte er bei seinem starken Selbstbewußtsein und seiner ungeregelten Phantasie kaum etwas anderes werden, als ein Staats- und Weltverbesserer im Sinne der damals herrschenden Ideen. Cloots war ein Schwärmer in seiner Weise und er legte wirklich Hand an's Werk, seinen reformatorischen Plänen Eingang zu verschaffen; er reiste in England und Deutschland, machte überall Bekanntschaft mit den sogenannten Philosophen. Als er nach Frankreich zurückkehrte erschien sein erstes Werk: „La certitude des preeuves du Mohamétisme par Ali-Gier-Ben Alfaci (London 1780.) Das Werk ist ein wüthender Ausfall gegen Christenthum und Glauben; alle Religionen sind Täuschungen und Betrügereien und läuft auf den Satz Rousseaus hinaus: Beten wir den wohlthätigen Gott an, den Gott des Universums, aber ver-



Bayerische Staatsbibliothek

abscheuen wir den tyrannischen und blutdürstigen Gott der Juden, Christen und Türken." Dieses Buch und ein zweites: Bases constitutionelles de la Republique du genre humain" in welchem gepredigt wird: „Man darf nicht der Sklave des Himmels sein, wenn man auf Erden frei leben will" enthalten die ganze Weisheit dieses Unsinnigen und den Inbegriff dessen, was er einige Jahre später in's Werk zu setzen versuchte.

Im Jahre 1789 gehörte er zu den Agitatoren des Palais-Royal, welche das Volk direkt gegen die rechte Seite der Nationalversammlung, indirekt gegen das Königthum aufwiegelten. An der Spitze dieser Agitatoren stand bekanntlich Camille Desmoulins; dieser war Cloots geistig überlegen, benutzte aber gelegentlich desselben bessere Kenntnisse der alten Sprachen; dasselbe that Loustalot, ein gefährlicher Revolutionair, aber ausgezeichneter Journalist. Der tolle Marquis von St. Huruge war Cloots geistig am nächsten verwandt unter den Agitatoren des Palais-Royal, war aber als Verbrecher größer; die Uebrigen, der Pole Lazuski, der Spanier Guzmann, der Portugiese Pereira und einige Andere verehrten in Cloots bald ihr Vorbild und gaben durch den Respekt, den sie ihm bezeigten, Veranlassung zu dem Glauben, Cloots sei das Haupt einer Illuminatensecte, welche sich bestrebe, den gröbsten Materialismus als Religion zu verbreiten.

Nun steht es allerdings unzweifelhaft fest, daß

Cloots und seine Genossen einen eben so schnöden als unsinnigen Materialismus predigten, von einer wirklichen Sectenstiftung aber haben wir keine Spur zu finden vermocht; Cloots ging eben auf dem abenteuerlich-verbrecherischen Wege voran, verkündete am lautesten seinen krassen Unglauben und sein Weltbürgerthum, die Andern aber folgten ihm nach und secundirten ihm, wenn er in Reden und Schriften sich an dem gräuelvollen Vernichtungskampfe betheiligte, der damals gegen die Grundpfeiler der Gesellschaft, gegen Glauben und Sitte geführt wurde. Es versteht sich von selbst, daß Cloots in den Jacobiner-Clubb eintrat; er war mehrmals Präsident desselben.

Größern revolutionairen Ruf erlangte Cloots durch seine Disputationen mit dem wohlmeinenden, sittlichen, hochbegabten, aber auf Abwege gerathenen und gefährlichen Schwärmer Claude Fauchet über religiöse Gegenstände, weltbekannt aber wurde er durch die groteske Comödie, die er am ersten Jahrestage der Erstürmung der Bastille aufführte. An diesem Tage nämlich erschien Anacharsis Cloots, diesen Namen hatte er sich selbst beigelegt und unter diesem hat er seine traurige Berühmtheit erlangt, vor den Schranken der Nationalversammlung als Führer eines Haufens von Lumpengesindel, das er zu diesem Zweck gemiethet und aus einer Maskenverleihanstalt mit den Costümen aller Völker der Erde wohl oder übel herausgeputzt hatte. Der Präsident der Ver-

sammlung, statt dem unwürdigen Mummenschanz die Thür zu weisen, verstattete dem Führer das Wort, und nun hielt Anacharsis Cloots eine lange Rede, in welcher er sich den Sprecher des Menschengeschlechts, sein Lumpengesindel aber eine Deputation desselben nannte, und im Namen desselben Zulassung zu dem sogenannten Föderationsfeste verlangte, welches am 4. Juli auf dem Marsfelde gefeiert wurde. Er nannte in dieser Rede den Patriotismus ein Vorurtheil, welches die Völker trenne, und sagte, es müsse schwinden an der Stätte, wo einst Kaiser Julian die Vorurtheile mit Füßen getreten. Dabei belehrte er seine Zuhörer, daß dieser Kaiser längere Zeit zu Paris in Garnison gelegen habe; Julian, der Apostat, war für ihn überhaupt ein Hauptheld; die Rede wurde mit rauschendem Beifall aufgenommen und von der Versammlung dem „Menschengeschlecht in Maskengarderobe" die Erlaubniß ertheilt, an dem Föderationsfeste Theil zu nehmen.

Von da ab nahm Anacharsis Cloots, „l'orateur du genre humain", als Werkzeug Robespierre's und Anderer, thätigen Antheil an fast allen Maßregeln, durch welche der Gang der Revolution beschleunigt wurde. Mochten jene Männer im Grunde die Comödianterieen dieses tollen Abenteurers, der sich unterstand, sich einen persönlichen Feind Jesu Christi zu nennen, verachten, sie erkannten ganz richtig in ihm ein treffliches Werkzeug, um das toll gewordene Volk bis zur Raserei zu

stacheln und ihm zu gleicher Zeit doch auch etwas für seine eitle Prahlerei und Schauluſt zu gewähren. Am 13. Auguſt 1792 verlangte und erhielt Cloots von der Legislative die Erlaubniß, eine „Preußiſche Legion“ ſtiften zu dürfen; er legte ihr den Namen „Legion Vandale“ bei, man hat aber nichts weiter von ihr gehört; es war eine reine Eulenſpiegelei. In Wort und Schrift leiſtete Anacharſis Cloots die beſten Dienſte, und ſolche Dienſte durften denn auch nicht unbelohnt bleiben; der Moniteur vom 26. Auguſt 1792 (No. 241.) bringt des Barons Namen in jener Liſte berühmter Ausländer, denen das franzöſiſche Bürgerrecht verliehen wurde. In jener Liſte finden ſich von deutſchen Namen, beinahe bis zur Unkenntlichkeit verſtümmelt, auch die Klopſtock's (Klopsloc) und Schiller's (Gilleers, im Bürgerbrief ſteht gar Gillé), es iſt doch in der That abenteuerlich, Anacharſis Cloots neben Schiller und Klopſtock! Welche Confuſion mußte in den Köpfen der Bürgerrechtsverleiher herrſchen!

Für dieſe Verleihung dankte Anacharſis Cloots natürlich wieder im Namen des Menſchengeſchlechts als deſſen Sprecher er ſich fortwährend betrachtete. Er ſchwur, höchſt charakteriſtiſch, getreu zu ſein: „à la nation universelle, à l'égalité, à la liberté, à la souveraineté du genre humain„ und ſetzte hinzu: „Gallophile de tous les temps mon coeur est fran-

çais, mon âme est sansculotte.“ (Moniteur 1792, Nr. 242.)

Dieser sonderbare französische Bürger mit seiner allgemeinen Nation und seinem souverainen Menschengeschlecht, mit seinem französischen Herzen und seiner wirklich schamlosen Seele, wurde natürlich in den National-Convent gewählt, nahm seinen Platz auf dem Berge und gelangte wirklich dazu, selbst unter diesen Blutmenschen und Tollköpfen, durch seine abenteuerlichen Vorschläge und grotesken Narrheiten noch eine hervorragende Rolle zu spielen.

In dem Prozeß gegen König Ludwig XVI. votirte er für den Tod, für Verwerfung der Appellation an die Urversammlung des Volks, durch welche die Girondisten den Köuig zu retten gedachten, für Verwerfung endlich des Aufschubs der Hinrichtung. Sein Jacobinismus war vollständig correct, wie man sieht.

In dem Kampfe gegen die Girondisten wollte Anacharsis Cloots eine besondere Stellung einnehmen, er warf sich in einer eigenen Schrift: „Ni Marat, ni Roland“, gewissermaßen zum Schiedsrichter beider Parteien auf, benutzte aber die Gelegenheit eigentlich nur zu einer abermaligen Empfehlung seiner Universal-Republik: „Wird die Wahrheit unter der Herrschaft der Freiheit über die Falschheit triumphiren, so wird auch die Faction des Menschengeschlechts über die Faction Marat, wie über die Faction Brissot triumphi-

ren." Man kann dem Manne bei seinen abenteuerlichen politischen Plänen wenigstens Consequenz und Energie nicht absprechen.

Seit Anacharsis Cloots im Convent saß, schloß er sich immer inniger an Hebert und Chaumette an, welche den Pariser Gemeinderath beherrschten, im Club der Cordeliers ihren Hauptsitz hatten und damals auch im Jacobiner-Club dominirten. Es bildete sich um Hebert eine besondere Partei der Hebertisten, welche eine absolute Gesindelherrschaft anstrebten, offen den Anarchismus predigten und mit einem so cynischen Wahnsinn verfuhren, daß endlich selbst Robespierre und seine Freunde stutzig wurden. Zu diesen Hebertisten, die endlich Alles vernichten wollten, was nicht platt nützlich war, gehörte auch Anacharsis Cloots; ja er ging noch über sie hinaus, denn während Hebert, Momoro und Andere doch noch einen sogenannten Cultus der Vernunft gelten lassen wollten und Momoro sein eigenes schönes Weib als Göttin der Vernunft nackend auf den Alter stellte, verlachte Anacharsis Cloots selbst diesen Cultus noch als Aberglauben und verlor sich in eine Schmutzigkeit des Materialismus, die selbst den Frechsten seiner Genossen zu viel wurde.

Seine Zeit war gekommen.

Nicht umsonst hatte Anacharsis Cloots den Savoyarden-Club gestiftet, das heißt er hatte von den Tausenden von Savoyarden, die zu Paris als Schorn-

steinfeger, Wasserträger, Laufburschen und Stiefelputzer leben, ein paar hundert zusammengetrieben und ihnen Vorträge über die Vortrefflichkeit seiner Universal-Republik gehalten. Er führte eine Deputation dieses Clubs vor die Schranken des National-Convents und forderte im Namen des Clubs die Vereinigung von Savoyen mit Frankreich. Die Schornsteinfegerjungen machten der Republik Frankreich das Herzogthum Savoyen wirklich zum Geschenk und der National-Convent nahm das Geschenk an, ließ Savoyen durch den General Montesquieu besetzen und erklärte ohne Weiteres die Vereinignng dieses Landes mit der französischen Republik.

Trotz dieses und anderer ähnlicher Dienste, die Anacharsis Cloots der Republik geleistet, verfiel er dem Hasse Robespierre's, der es müde war, die Herrschaft mit den Hebertisten zu theilen, der es bald begriff, daß diese ihn und seine hölzerne Tugend vernichten würden, wenn er ihnen nicht zuvor käme. Als nun im Dezember 1793 die sogenannte Purification des Jacobiner-Clubs vorgenommen wurde, das heißt, als der Club Alle ausstieß, welche Robespierre haßte oder fürchtete, wagte Robespierre, eben so wie einst Danton, auch Hebert selbst noch nicht anzugreifen, er warf sich aber auf die Hebertisten und zwar zunächst auf Anacharsis Cloots.

Die Scene war höchst charakteristisch. Auf die erste Frage: „Eure Heimath?" antwortete Cloots plump schmeichelnd: „Je suis de la Prusse, département

futur de la République française.“ Damit kam er aber nicht durch; von allen Seiten wurden ihm Vorwürfe gemacht, namentlich wurde sein Adel, sein Reichthum und seine Verbindung mit den Banquiers Vandenyver, die verhaftet gewesen, aber auf sein Ansuchen wieder freigelassen worden waren, scharf getadelt. Endlich erhob sich Robespierre und fragte: „Können wir von einem deutschen Baron glauben, daß er Patriot sei? Können wir einen Menschen, der mehr als 100,000 Frcs. Rente hat, für einen Sansculotten halten? Können wir einen Menschen als einen Republikaner betrachten, der mit Banquiers, Contrerevolutionairs und Feinden Frankreichs Umgang pflegt? Nein, Bürger, wir müssen uns in Acht nehmen vor Fremden, welche sich den Anschein geben wollen, als wären sie noch größere Patrioten, wie die Franzosen selbst.“

Das war aber nur der Anfang, weiter fuhr Robespierre fort: „Leider müsse er noch schwerere Dinge gegen den „Preußen Cloots“ vorbringen; derselbe sei mit dem Girondisten Dumouriez in Verbindung gewesen, habe in einer höchst schändlichen Schrift: „Ni Marat, ni Roland“, Marat beleidigt, und endlich: was wolle denn dieser „Preuße“ mit seiner Universal-Republik? Das sei der reine Föderalismus. Es sei ihm offenbar zu gering gewesen, französischer Bürger zu heißen, darum habe er den Titel eines Weltbürgers angenommen. Verlange er etwa, daß man die Eroberung des Welt-

alls unternehmen solle? Vielleicht wolle er, wie aus Preußen, so auch aus Monomotapa ein französisches Departement machen! Dergleichen Gedanken könnten unmöglich im Kopfe eines Menschen Platz haben, der bei Verstande sei und es redlich meine." Zum Schluß führte der tugendhafte Robespierre den Hauptschlag, er kam auf die „atheistischen Machinationen", zu denen sich Cloots von den Aristokraten habe brauchen lassen; er habe mit Bischof Gobet die „philosophische Maskerade" ausgesonnen; auch habe Cloots niemals zum Berge gehört, er habe immer entweder darüber oder darunter gestanden; er habe immer nur das Menschengeschlecht, niemals aber das französische Volk vertheidigt. Diese falschen Patrioten aber seien die gefährlichsten Feinde. Als man strenge Gesetze gegen die Adeligen gegeben, habe man diesen Baron von Cloots ausgenommen, als die Verhaftung der Fremden beschlossen worden, sei gleichfalls von Cloots keine Rede gewesen, ja man habe denselben gerade damals zum Präsidenten des Jacobiner-Clubs gewählt; das sei ihm aber ein deutlicher Beweis, daß die „Partei der Fremden" bei den Jacobinern herrsche, daß die fremden Mächte unter ihnen ihre Spione ihre Minister, ihre Schatzmeister, kurz, eine förmlich organisirte Polizei hätten. Paris wimmele von Intriguanten dieser Art, Engländern, Oesterreichern, Preußen, welche mitten unter ihnen Sitz hätten;

Cloots sei ein Preuße, das sei genug gesagt; man möge urtheilen."

Nach dieser Rede wurde Anarcharsis Cloots durch einstimmigen Beschluß aus dem Jacobiner-Club ausgestoßen, weil er ein Preuße sei. Es ist eine bittere Ironie, daß der Prophet der Universal-Republik, der Sprecher des Menschengeschlechts, gerade deswegen ausgeschlossen wurde. Uebrigens wurden mit ihm sofort aus dem Club ausgestoßen alle Edelleute, alle Priester, alle Banquiers und alle Fremde.

Diese Ausschließung aus dem Jacobiner-Club erfolgte am 12. Dezember 1793. Jedenfalls hat Cloots sich von da ab lebhaft an den Plänen betheiligt, welche die Hebertisten im Club der Cordeliers schmiedeten, um sich der Gewalt zu bemächtigen; am 14. März 1794 wurde er verhaftet, mit Herbert, Ronsin, Mommoro, Pereira und den anderen Hebertisten. Vor das Revolutions-Tribunal gestellt, wurde Anacharsis Cloots am 24. März nebst zwanzig Anderen verurtheilt guillotinirt zu werden.

Er blieb sich im Gefängniß, ja bis zu den Stufen des Schaffots völlig gleich in seinem atheistischen Wahnsinn; bis zur Todesstunde predigte er seinen Schicksalsgenossen seinen scheußlichen Unglauben und wachte mit Argusaugen darüber, daß sich nicht etwa einer der Gefährten noch in der Todesangst bekehre.

Mit höhnendem Spott auf den Lippen, starb der „persönliche Feind Jesu Christi."

Wir mögen nicht bezweifeln, daß der Abenteurer schon lange vorher wirklich verrückt geworden war.

Im Jahre 1865 erschien zu Paris in zwei dicken Bänden ein Werk, betitelt: Anarcharsis Cloots, l'orateur du genre humain par Georges Avenel. Mit dem Motto: Paris! France! Univers! Wer darin neue Aufschlüsse über Cloots zu finden erwartet, ist schwer getäuscht. Es ist das nur eine jener halb frostigen, halb wüsten Declamationen zur Verherrlichuug der Revolution, in der dann auch nebenbei von Anarcharsis Cloots allerlei erzählt wird, Wahres und Falsches, ohne alle Kritik durch einander, Anecdotenkram und hohles Geschwätz. Die neueste französische Litteratur ist leider sehr reich an solchen Werken, die declamatorischen Wust an irgend eine revolutionaire Berühmtheit hängen und dann mit der Prätension historischer Forschung auftreten.

# Die Dyce-Sombre-Tragödie.

Eine der großartigsten und merkwürdigsten Abenteurer-Geschichten ist die, welche wir die Dyce-Sombre-Tragödie nennen wollen; großartig nicht nur, weil sie ein volles Jahrhundert schon spielt und noch nicht beendet ist, großartig, weil ihr nach einander Deutschland, Frankreich, Indien und England zur Scene diente, merkwürdig, um der bedeutenden historischen Personen willen, welche in derselben auftreten.

Ein deutscher Abenteurer Walter Reinhard (Reynert) dessen Heimath sehr schwer zu bestimmen sein dürfte, denn Leopold von Orlich (Reise nach Ostindien Bd. 2, p. 220) erklärt ihn für einen Schlesier, der Londoner Globe für einen Westphalen, C. F. Neumann (in seiner Geschichte des englischen Reichs in Asien II. 184) für einen Salzburger, der Rheinische Antiquarius für einen Trierer, noch andere endlich für einen Luxemburger. Jedenfalls war er von nicht gemeiner Herkunft, das beweisen Wissen und Bildung. Vielleicht

waren Walter und Reinhard nur seine Vornamen, den Familiennamen unterdrückte er aus irgend einem Grunde. Wurde er vielleicht eines Verbrechens wegen aus dem Vaterlande flüchtig? Wir wissen es nicht, aber sein einsam düstres Wesen, wegen dessen ihn die Kameraden den Namen Sommer, den er bei seinem Eintritt in französische Kriegsdienste führte, in Sombre (später indianisirt Somroo) verwandelten, giebt wenigstens der Muthmaßung eine gewisse Berechtigung. Der deutsche Abenteurer, der unter den französischen Truppen nach Indien kam und sich dort verheirathete, gelangte bald durch seine großen militairischen Talente zu hohem Ansehen. Hören wir zunächst was Leopold von Orlich in seinem schon citirten Buche über ihn beibringt:

„Zur Zeit, als die Mahratten das Reich des Großmoguls bedrohten, wußte sich ein Schlesier, Namens Sommer, den die romanhaftesten Schicksale nach Indien geführt hatten, zur Würde eines der ersten Anführer emporzuschwingen, und wurde von Najaff Khan, des Königs von Delhi, Cossim Aly Khan, vorzüglichstem Rathgeber, als tributpflichtiger Statthalter in der Provinz Sirhind (in der Mitte des Duab, 80 Meilen nordöstlich von Delhi) eingesetzt. Sommer hatte seine eigenen Truppen und 20 Geschütze, denen einige Europäer vorstanden, unter andern der Italiener Levasso und ein Deutscher, Legois aus Lüttich. Wenn nicht kriegerische Thätigkeit diesen glücklichen Abenteurer be-

schäftigte, suchte er Zerstreuung und Erheiterung in den Vergnügungen des Volks, in Tanz und Musik.

„Bald nach dem Tod seiner ersten Frau ließen eines Tages Bajaderen um die Gunst bitten vor ihm tanzen zu dürfen; unter ihnen befand sich ein dreizehnjähriges Mädchen von seltener Grazie und Anmuth, welche einen so tiefen Eindruck auf Sommer machte, daß er ihr den Antrag machen ließ, bei ihm zu bleiben. Diese Bajadere, die nachherige Begam Somru, erklärte sich bereit ihm anzugehören, wenn er sie zur Gattin wähle, und versprach ihm zu Liebe sich in die katholische Kirche aufnehmen zu lassen; denn das wandernde Nodge Mädchen war listig und klug genug, um bald zu ermessen, daß das Herz des Verliebten für sie auf das heftigste entbrannte, so daß Sommer ihr seine Hand gab, als sie Miene machte, weiter zu ziehen.

„Die Begam befand sich in der ersten Lebensblüthe und wußte ihren Gatten so zu fesseln und für sich einzunehmen, daß er oft in einsamen Stunden von dem Gedanken gepeinigt wurde, er könne sie überleben; aber der herrschsüchtigen Begam wurde der überaus zärtliche Gatte bald überdrüssig, obgleich sie ihn in dem Glauben zu bestärken suchte, daß auch ihr Herz von gleichen Empfindungen beseelt wäre. In einem dieser glücklichen Augenblicke kam die Begam auf den Gedanken, zwei Ringe machen zu lassen, deren jeder mit Gift gefüllt wurde, und gab einen derselben ihrem

Gatten, mit dem gegenseitigen Versprechen, daß, wenn sie je von einander getrennt sein sollten, und der eine von des andern Tod hörte, der Ueberlebende mit diesem Gifte seinem Leben ein Ende machen müßte.

„Sommer verfiel bald darauf in eine Krankheit, welche ihn an das Lager fesselte. In diesem entkräfteten Zustande traf ihn die Nachricht von einem Aufstand in der Herrschaft, und da Gefahr im Verzuge war, setzte sich die Begam auf einen Elephanten an die Spitze der Truppen, indem sie beim Abschied ihren Gatten an ihr gegenseitiges Versprechen erinnerte. Wenige Tage nach ihrem Abmarsch kam es zu einem Gefechte, während dessen die Begam einen Vertrauten mit der Nachricht nach Sirhind absandte: daß sie in demselben getödtet worden sei. Kaum hatte Sommer die traurige Kunde vernommen, so öffnet er seinen Ring, nimmt das Gift und stirbt (1770). Nach anderen Nachrichten soll Sommer natürlichen Todes gestorben sein. Der Aufstand war bald unterdrückt, die Truppen huldigten der Begam, welche von Najaff Khan das Pergannah unter der Bedingung erhielt, drei Bataillone zur Sicherheit der Herrschaft kriegsgerüstet zu stellen.

„Kurze Zeit nach Sommers Tod vermählte sich die Begam mit Levasso, dem General ihrer Truppen. Als auch diese Ehe kinderlos blieb, wurde die merkwürdige Frau von einer an höchste Wildheit grenzen-

den Eifersucht geplagt, welche so weit ging, daß sie ein schönes Mädchen ihrer Umgebung, für die Levasso bei einer Gelegenheit Interesse zeigte, unter ihrem Gemache einmauern ließ und sich an deren Gewimmer, Angstgeschrei und Todesschmerz ergötzte. Levasso besaß weder die Klugheit noch das Geschick und die Menschenkenntniß seines Vorgängers; eitel und rachsüchtig, wollte er seine Stellung benutzen, um den in dem Dienste der Mahratten stehenden General George Thomas zu vernichten, welcher ihm bei mehreren frühern Gelegenheiten seine Ueberlegenheit hatte fühlen lassen.

„George Thomas genoß eines großen Rufes als Feldherr, seine Unternehmungen hatte stets das Glück begünstigt und seinen Kriegern reiche Beute gebracht. Als Levasso unerwartet gegen ihn anrückte, gelang es ihm in kurzer Zeit eine an Zahl zwar sehr untergeordnete, an Kriegstüchtigkeit aber überlegene Macht zusammenzubringen. Legois rieth Levasso sich mit Thomas zu versöhnen; aber Levasso, schon längst eifersüchtig auf die Zuneigung und Liebe der Offiziere für Legois, sah hierin einen Verrath, und entsetzte den braven Legois seiner Stelle. Die Truppen, hierüber erbittert, riefen Zaffer Yab Khan aus Delhi, einen Sohn des Sommer von seiner ersten Frau, auf den Masnad (Thron) von Sirhind.

„Ohne Aussicht auf Hülfe, verlassen von ihren Anhängern und Truppen, erkannte die Begam leider zu

spät, wie unklug ihr Gatte gehandelt, als er feindlich gegen Thomas auftrat, und sie beschloß sich von einem Manne zu befreien, der sie nicht zu schützen verstand und ihrer überdrüssig geworden war. Sie erklärte ihm, daß sie ihre Sache für verloren halte, daß sie aber von ihm erwarte: er werde lieber mit Ehren sterben, als schmachvoll seinen Feinden in die Hände fallen. Von ihren vertrautesten Dienern und Dienerinnen begleitet, begaben sie sich flüchtig aus Sirhind, die Begam befand sich in einem Palankin, ihr Gatte folgte dicht dahinter zu Pferd; aber wenige Meilen von Sirhind wurden sie von Zaffer Yabs Truppen eingeholt, gefangen genommen und nach Sirhind zurückgebracht. Auf dem Wege dahin ließ sich die Begam einen Dolch geben, entblößte sich die Brust und ritzte sich dieselbe so, daß Blut floß, indem sie dabei in einen ohnmächtigen Zustand verfiel. Bei dem Wehklagen und dem Hülferuf ihrer Dienerinnen, fragte Levasso ängstlich, was der Lärm bedeute, und auf die Antwort, daß sich die Begam getödtet habe, zog er ein Pistol aus seinem Gürtel und erschoß sich. Die Begam verblieb als Gefangene in Sirhind, indeß gelang es ihr, den General Thomas zu überreden, sich ihrer Sache anzunehmen, so, daß dieser auch in der That gegen Sirhind vorrückte, ihre Wiedereinsetzung bewerkstelligte und Zaffer Yab als Gefangenen nach Delhi abführte.

„Seit dieser Zeit regierte die Begam mit unum-

schränkter Gewalt, und mit seltener Klugheit und Umsicht bis zu ihrem 74sten Lebensjahre zu Sirhind, woselbst sie ein großes Schloß bewohnte, welches theils europäisch, theils indisch eingerichtet war. Sie war der persischen Sprache und des Hindostain vollkommen mächtig, und berieth täglich zu bestimmten Stunden die Regierungsgeschäfte mit ihren Officieren, indem sie dabei hinter einem Vorhang saß. Auch bei öffentlichen Derbars zeigte sie sich nur verschleiert. Dagegen liebte sie mit Europäern den Tafelfreuden nachzugehen, wobei nur weibliche Dienerschaft aufwartete, und sie alsdann in der kostbarsten indischen Tracht reich mit Juwelen geschmückt, unverschleiert erschien. Sie war von kleiner Statur, etwas wohlbeleibt, leicht und behende in ihren Bewegungen, im Ausdruck ihrer Züge lag Strenge und Härte, aber noch im spätesten Alter blickte aus den schwarzen großen Augen ein jugendliches Feuer. In den letzten Lebensjahren wurde sie von Gewissensbissen geplagt, suchte Trost bei ihrem Beichtvater, und gelobte der katholischen Kirche einen Theil ihres Vermögens zu vermachen. Um das Gefühl der Einsamkeit und des Alleinstehens, über welches sie sich oft beklagte, zu mildern, adoptirte sie zwei Kinder eines Gorawallas (Pferdehüters); der Knabe ging als reicher Erbe — unter dem Namen Deysommer — nach England und heirathete die Tochter eines vornehmen Lords, das Mädchen vermählte sich mit einem in ihren Diensten stehenden Major Regalini, dessen in dieser Ehe geborner

Sohn von dem kinderlosen Oheim Deysommer nach England eingeladen ward, und jetzt mit uns die Reise dahin antrat." (Er wurde gleich nach Indien zurückgesandt.)

Zur Ergänzung und auch wohl Berichtigung dieser Mittheilung des berühmten Reisenden stellen wir aus den zahlreichen Berichten der englischen Zeitungen nun wie folgt Alles zusammen, was sich relativ zuverlässig über Walter Reinhard, die Begum Somroo, seine Gemahlin, und diejenigen Personen finden läßt, welche die Familie Somroo (Somré, Sombre, Sommer) bilden.

Der deutsche Abenteurer Walter Reinhard, genannt Sommer, (Sombre, Somroo), diente mehrfach desertirend, in Indien den Franzosen, den Engländern und dem Nabob von Audh, vielleicht auch noch anderen indischen Fürsten. Endlich, im Jahre 1760, finden wir ihn an dem Hofe Mir-Cossims, des Nabobs von Bengalen; hier ist er nicht nur der Befehlshaber über zwei Bataillons Infanterie, sondern auch der Lehrer, ja, der Schöpfer eines neuen bengalischen Heeres. In der Schlacht bei Garceah 1763 sollte die Schöpfung Somroo's ihre Probe bestehen. Seine Infanterie-Brigaden fochten, von ihrer Artillerie unterstützt, mit ausgezeichneter Tapferkeit, schlugen denrechten Flügel der Engländer und nahmen ihm mehrere Kanonen; die Schlacht aber ging dennoch verloren, weil die unregelmäßige Cavallerie die Flucht ergriff und sich auf die eigene Infanterie warf. Mir-Cossim floh zu dem Nabob von Audh und versuchte im fol-

genden Jahre, von diesem uud Schah Allum, dem Kronprinzen des großen Mogul, unterstützt, nach Bengalen zurückzukehren. Das ungeheure Heer der Verbündeten aber verlor die Entscheidungsschlacht bei Buxar am 28. October 1764; Schah Allum ergab sich den Engländern, die beiden Nabobs aber wurden nur durch die Kühnheit und die geschickten Bewegungen des Generals Somroo gerettet. Dieser setzte nun, an der Spitze der Truppen von Audh, den Kampf gegen die Engländer fort, schlug am 14. Januar 1765 drei Angriffe der Engländer auf das Lager der Nabobs bei Benares siegreich zurück und wagte endlich am 20. Mai desselben Jahres die Schlacht bei Calpy. Dreimal führte er seine Truppen zum Sturm auf die Artillerie der Engländer und er kämpfte noch mit der Hoffnung des Sieges, als die Flucht der Mahratten das Schicksal des Tages gegen ihn entschied. Somroo übertraf sich an diesem Tage selbst; er ordnete den Rückzug über den mächtigen Strom des Jumnah und bewerkstelligte ihn im Angesichte des Feindes ohne großen Verlust. Selbst die Engländer erkennen hier das Genie ihres Todfeindes an. Der Nabob von Audh hatte indessen auch den Muth verloren; er machte Frieden mit England; Somroo aber, auf dessen Auslieferung die Engländer drangen, floh zu den Dschaten, deren Fürsten ihm die Reorganisation ihres Heeres übertrugen. Jedoch vertrieben ihn die Intriguen der

Engländer sehr bald und nun trat er in die Dienste des Rasbuten-Fürsten von Joudpoor und arbeitete daran, alle Rasbuten von Marvar, Bundelkund und Guzurate in eine Eidgenossenschaft zu vereinigen, ein regelmäßiges Heer zu bilden und dann die Engländer mit Erfolg zu bekämpfen. Die umsichtige und energische Thätigkeit Somroo's blieb den Gegnern nicht verborgen und sie wußten, bevor er sein Werk vollendet hatte, seine Entlassung durchzusetzen. Nun trat der deutsche Abenteurer, dessen Kriegsruhm groß war in ganz Indien, in die Dienste des Großmoguls zu Delhi; dessen erster Minister war damals Nujuf-Kahn, dessen große Talente den Untergang des Mogulreiches noch einmal aufhielten. Zugleich aber begründete Nujuf-Khan ein eigenes Reich für sich und zwar hauptsächlich durch Somroo's Hilfe. Der Lohn für diese Dienste blieb nicht aus, Walter Reinhard wurde in den Fürstenstand erhoben und von dem Mogul mit dem Fürstenthum Serdanha belehnt. Dieses Fürstenthum, von zwei Flüssen durchströmt, war reich an Getreide, Baumwolle, Zucker und Tabak, es ertrug jährlich etwa 10 Lack Rupien, etwa 800,000 Thaler, doch stiegen die Einkünfte unter Somroo's milder und kluger Regierung mit jedem Jahre. Bei der Hauptstadt Serdanha legte der neue Fürst eine starke Festung mit Stückgießereien, Zeughäusern u. s. w. an. Dabei blieb er fortwährend mit seinen Diensten, als Feldherr so-

wohl wie als Diplomat, dem großen Mogul und Nujuf-Khan zugethan. Für die bedeutenden Erfolge, die der Fürst für seinen Gebieter errang, erhielt er endlich auch die größeste Belohnung; der Großmogul machte seinen Brautwerber und vermählte ihn, der eben Wittwer geworden war, mit der berühmtesten Schönheit von Delhi, der Tochter eines Großwürdenträgers von rein mongolischer Abkunft. Durch kaiserliches Patent erhielt diese Dame den Titel „Zeibal Niffa", d. i. zu deutsch: Zierde ihres Geschlechts.

Jetzt stand der deutsche Abenteurer auf der Höhe seines Glücks. Sein Fürstenthum Serdanha blühte mit jedem Tage herrlicher auf und sein treuer Waffenbruder, der kinderlose Nujuf-Khan, hatte ihn zum Erben seiner weiten Lande bestimmt; dazu war das schönste Weib in Indien seine Gemahlin, mit welcher er in seltener Eintracht lebte. Sie wurde aus Liebe zu ihm Christin, unerhört in muhamedanischen Ländern und bei der vornehmen Herkunft der Begum (d. i. Fürstin). Da erkrankte der Glückliche plötzlich und starb am 4. Mai 1788 zu Agra in den Armen seiner Gemahlin im kräftigsten Alter.

Seine Gemahlin, die Begum Somroo, wurde seine Erbin im Fürstenthum Serdanha, obwohl er einen Sohn erster Ehe hinterlassen, der sich aber durch ausschweifendes Leben allgemeine Verachtung zugezogen hatte. Mit ausgezeichneter Einsicht behauptete sich die

Begum Somroo als Fürstin, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, die sie noch dadurch vermehrte, daß sie eifrig für Ausbreitung des Katholicismus wirkte, wobei sie nicht nur die Brahminen und Muhamedaner, sondern auch die englischen Missionäre gegen sich hatte. Sie hielt eine Kriegsmacht von fünf Bataillons trefflich geübter Infanterie, die von europäischen Officieren commandirt wurden. Ihre Artillerie bestand aus 40 Geschützen mit zweihundert europäischen Artilleristen. Damit schützte sie nicht nur ihr Fürstenthum, dessen Flor sie mächtig förderte, sondern leistete auch ihrem Lehensherrn, dem Großmogul, die ersprießlichsten Dienste gegen die Rohillas und andere Feinde. Gewöhnlich focht die muthige Frau an der Spitze ihrer Truppen, dafür empfing sie vom Großmogul den Titel: „Geliebte Tochter." Die Begum Somroo war die letzte Stütze des Kaiserthums Delhi. Als es den Ränken Golam Kadirs gelang, sie 1788 von Delhi zu entfernen, wurde Schah Allum ein Gefangener der Rohillas und der Großmogul war von da ab nur noch ein Schatten.

Bis 1791 regierte die Begum Somroo ihren kleinen Staat in Glück und Glanz, Officiere wie Soldaten waren stolz, dem Heldenweibe zu dienen, da stürzte sie weibliche Schwäche von ihrer stolzen Höhe. Die große Begum verliebte sich in einen deutschen Officier ihrer Truppen, Namens Vaissaux; der Name klingt

nicht sehr deutsch, es steht aber fest, daß er deutscher Herkunft war, und die Begum scheint eine Schwäche für die Landsleute ihres ersten Gemahls gehabt zu haben. Sie heirathete Vaissaux trotz aller Abmahnungen, die Folge davon war eine Verschwörung ihrer Officiere mit den Mahratten. Als die Begum mit ihrem Gemahl gleich nach der Hochzeit eine Rundreise durch das Fürstenthum antrat, brach die Empörung aus, an deren Spitze der mißgeachtete Sohn Walter Reinhards aus erster Ehe gestellt wurde. Dieser nahm jetzt das Fürstenthum als sein Vatererbe in Anspruch, die Truppen fielen ihm zu, die Begum und ihr Gemahl wurden verhaftet. Vaissaux kam der Rache seiner Feinde zuvor und nahm sich selbst das Leben. Die Begum aber hatte viele Freunde und ihr Stiefsohn vermochte sich nicht lange zu halten, 1796 erhielt sie die Freiheit und endlich auch das Fürstenthum Serdanha zurück. Sie mag sich nicht lange der wiedererlangten Herrschaft erfreut haben, denn sie sah sich trotz aller Feinheit genöthigt, den Engländern ihr Land abzutreten und nahm ihren Wohnsitz zu Delhi, wo sie sich einen prachtvollen Palast erbaut hatte. Hier verlebte die merkwürdige Frau unter dem Schutze der britischen Regierung den Rest ihrer Tage und behauptete ihr Ansehen bis ans Ende. Ein britischer Officier, Major Thorn, der sie 1806 in Delhi sah, rühmte noch immer ihre Schönheit, obwohl sie damals weit über

fünfzig Jahre alt sein mußte; sie war stets nach europäischer Art gekleidet nnd trug Hut und Schleier; er sah sie zuweilen zu Pferd, aber auch Elephanten reitend.

Man sieht, daß diese Darstellung in mehreren Punkten der Leopolds von Orlich wiederspricht, namentlich in den wichtigen über die Herkunft der Begum Somroo; es ist uns nicht gelungen diesen Widerspruch zu lösen. Dagegen können wir mit großer Bestimmtheit Herrn von Orlich in dem berichtigen, was er über die Erben der Begum beibringt, es waren keine unbekannten Pferdehüter-Kinnder wieder, welche die große Frau adoptirte, sondern die Nachkommen ihres geliebten Gemahls, des Abenteurers Walter Reinhard. Es ist uns gelungen folgende genealogische Folge zusammenzustellen.

Walter Reinhard war, bevor er Fürst von Serdanha wurde, mit einer Frau vermählt, deren Namen uns wenigstens nicht bekannt geworden. Aus dieser Ehe stammt ein Sohn Namens Louis Reynard. Der Name Louis und die französirte Schreibart des Namens bringe auf den Gedanken, daß die erste Frau Somroo's eine Französin gewesen. Ob nun dieser Louis Reynard eine Person mit dem Sohne Somroo's ist, den Leopold von Orlich Zaffer Yab Khan nennt, der obgleich mißgeachtet, doch eine Zeit lang Fürst von Serdanha war, vermögen wir nicht mit Bestimmtheit zu sagen,

obwohl es wahrscheinlich ist. Louis Reynard nun vermählte sich mit einer Dame Namens Lefevre; in den englischen Berichten wird dieselbe Miß Lefevre genannt, wir glauben aber, daß dieselbe eine Französin war. Gewißheit haben wir freilich nicht darüber, der Name Lefevre kommt in England wie in Frankreich als Familienname vor. Aus dieser Ehe stammte Juliane Sombre-Reynard, war also die rechte Enkelin Walter Reinhards, des Generals Somroo, Fürsten von Serdanha. Diese wurde vermählt mit dem Obristen George Alexander Dyce, einem Schotten von Geburt, welcher Commandeur der Leibwache der Begum gewesen sein soll. Aus dieser Ehe stammen Sir David Ochterlony Dyce-Sombre (geb. 1808 gest. 1851) und Lady Anna Mary. Nun wird aber noch eine Schwester genannt Georgiana, deren eheliche Herkunft bestritten ist. Nach Einigen war sie eine natürliche Tochter des Obristen George Alexander Dyce und das ist wohl das wahrscheinlichste, alle andern Angaben haben weniger für sich, oder sind ganz fabelhaft. Nach orientalischen Begriffen ist der Unterschied zwischen der ehelichen und unehelichen Nachkommenschaft nicht immer bedeutend.

Nach dem Tode der Begum, welche zu Serdanha 1836 starb und dort in einer prächtigen von ihr gestifteten Kirche begraben wurde, befand sich des Abenteurers Walter Reinhard Urenkel, Sir David Ochterlony Dyce Sombre im Besitz eines Vermögens von

wenigstens 13 Millionen Gulden. Seine rechte Schwester Mary Anna war an Capitain Troup verheirathet, die unächte Gorgiana an einen Italiener, dessen Namen bald Sobroli, bald Solaroli, auch Regoli und noch anders angegeben wird. Obrist Dyce-Sombre selbst heirathete eine englische Dame Lady Mary Farving.

Obrist Dyce-Sombre besaß als er 1838 nach England kam, 600,000 Lstr. außer bedeutenden Gütern in Indien und verpflichtete sich bei seiner Heirath, für 130,000 Lstr. Güter in Irland zu kaufen, von denen seine Wittwe lebenslänglichen Nießbrauch haben sollte. Lady Mary gab aber bald der Chronique scandaleuse so vielen Stoff, daß ihr Gemahl sich von ihr zu trennen beschloß. Um dem zuvor zu kommen, gab sie den allerdings excentrischen Mann, der sich vielfach von orientalischen Anschauungen nicht losmachen konnte, mit Hülfe ihres intriganten Vaters für blödsinnig aus, wußte ihn eine Zeit lang in einer der berüchtigten, für Geld zu jedem Verbrechen feilen Englischen Irrenanstalten einzusperren und von den Englischen Gerichten eine Dispositions-Entziehungs-Acte zu erlangen, auf Grund deren später das von Mr. Dyce im Jahre 1849 in London gemachte vollkommen legale und von drei ärztlichen Zeugen unterschriebene Testament angefochten wurde. In diesem hatte er unter verschiedenen Legaten seiner Schwester Mrs. Troup 20,000 Rupien

vermacht, seiner zweiten Schwester aber, die nach der Erklärung der Begum ein uneheliches Kind war, nichts. Den bedeutenden Ueberrest seines Vermögens vermachte er, der Bestimmung der Begum gemäß, zur Gründung einer Universität in Indien. In Frankreich bestätigte er kurz vor seinem 1851 erfolgten Tode nochmals das Testament, nachdem mehrfache ärztliche Zeugnisse seine geistige Gesundheit erwiesen hatten. Ueber den scandalösen Nachlaßproceß und die Intriguen der Ostindischen Compagnie, mit deren Interessen die Gründung einer Universität in Indien wenig harmonirte, wissen wir nicht viel zu berichten. Das öffentliche Interesse an der Angelegenheit verlief sich damals in die Wogen der Indischen Empörung. Der Proceß schwebt unseres Wissens noch.

Dem Geheimen Rath in London als weitere Berufungs-Instanz wurde die von J. Rose und Anna May Troup, dann von K. K. und Georgiana Solaroli, den Schwestern und Erbinnen des im Jahr 1851 verstorbenen David Ochterloni Dyce Sombre, klagweise angeregte Frage unterbreitet: ob aus irgend einem rechtlichen Grund der Gegenstand des Processes, die Landschaft Pergumah Badschapas Jscharsa, 14 Meilen von Delhi, mit reichen Einkünften, an die Indische Regierung nach dem Tode der genannten Begum Sombre zurückfiel, oder noch zur Sombre'schen Verlassenschaft gehört. Der Fortgang der Sache hängt aber zur Zeit daran

daß noch ostindische Papiere fehlen, ohne deren Besitz die weitere Verhandlung und Entscheidung der Sache nicht möglich erachtet wird. Bis jetzt ist die Frage vom Gerichtshof Sudder Dewaney zu Agra aus Gründen der Verjährung zum Nachtheil der Klägerinnen entschieden.

Die Kunde dieses Processes drang auch nach Deutschland und setzte eine bedeutende Anzahl von Menschen in Bewegung, welche als Verwandte des Abenteurers Walter Reinhardt, Fürsten von Serdanha (General Somroo) Ansprüche an dessen Erbschaft zu haben meinten. Solcher angeblicher Verwandten gab es zu Salzburg, zu Augsburg u. a. O., hoffentlich hat sich keiner derselben zu kostspieligen Operationen verführen lassen, denn alle Bemühungen sind durchaus aussichtslos und es ist Pflicht, davon abzurathen. Leider scheint auch hier wieder, wie bei so vielen derartigen Processen gewissenlose Gewinnsucht in derselben, oder ähnlichen Weise thätig gewesen zu sein, wie in dem Proceß um die Nachlassenschaft des Generals Würtz. Wir schließen das aus dem nachfolgenden Bericht eines kleinen böhmischen Lokalblattes. Der „Tetschner Anzeiger" berichtet nämlich, daß an einem Sonntag Nachmittage des Jahres 1862 eine ungewöhnliche Anzahl von Männern an der Elbfähre zu Herrneskretschen gestanden. In allen Gesichtern war Spannung und Erwartung zu sehen, die sich immer mehr steigerte, als das dicht mit

Menschen besetzte Boot von Schönau aus über die Elbe kam. Aller Blicke waren auf einen Mann gerichtet, der in Reisekleidern und mit einer großen Reisetasche versehen, jetzt an das Land sprang, wo er sofort von vielen der harrenden Männer umarmt und herzlich geküßt wurde. Der Zudrang mehrte sich, Jubel und Freude, ängstliche, in Erwartung pochende Herzen. Der Angekommene war der Agent der Versammelten, welche sich als Erben von weit und breit eingefunden, die Erben von 60 Millionen Gulden (?). Triumphirend, Kopf über Kopf, wurde der Angekommene in das Dorf nach dem Gasthof „Stadt Berlin" geführt, wo ebenfalls an hundert dieser Erben versammelt waren. Jetzt sollte der Abgesandte berichten, wie es stehe, und — Todtenstille trat ein, als der Agent seinen Vortrag begann. Der Erblasser, Namens Johann Reinhard, oder Reinert, sei zu Luxemburg geboren und habe noch fünf Geschwister gehabt. Seltsamerweise hieß sein Vater Buzerus und seine Mutter Pfefferkorn, obgleich alle Kinder den Namen Reinhard oder Reinert führten. Im Jahre 1830 sei Johann Reinhard nach Ostindien ausgewandert, wo er unter dem Namen Somru oder Sombar aufgetreten. Nachdem er dort ein colossales Vermögen erworben und sich sogar die Provinz Siddam angekauft, welche acht Millionen Drachmen Renten gegeben, habe er sich mit einer Bajadere, einer Tänzerin verheiratet. Als

er später kinderlos gestorben, habe seine Wittwe von dem Vermögeu nur eine Leibrente bezogen. Ein Adoptivsohn dieser Wittwe, ein Oberst, habe nur die Ersparnisse seiner Mutter, 75,000 Francs, geerbt, und als er gestorben, habe die nachgelassene Gattin desselben Erbansprüche erhoben und sich zur Erhebung des großen Vermögens mit einer anonymen Gesellschaft in Verbindung gesetzt. Letztere soll bei gutem Erfolge ein Drittel des Geldes empfangen. Nun wären aber auch angebliche Erben in Luxemburg aufgetaucht, die ebenfalls agirten und sich mit einem Advocaten in Moskau, Namens Novini, in Verbindung gesetzt hätten. Wie aber nun die Erben an der sächsischen Grenze unter dem Namen Dünnebier zur Antheilschaft gelangen, unterließ der Agent zu erörtern, obgleich er einen Stammbaum mitgebracht hatte, sonst aber keinen Beweis aus Kirchenbüchern oder sonstigen Documenten. Wo das Geld deponirt sei, wußte keiner der angeblichen Erben, sie glauben: ein großer Theil davon liege in der englischen Bank. Ein kleiner Junge von zehn Jahren, der dem Vortrag gelauscht, zupfte seinen Vater am Rock und sagte: „'s Geld ist halt do, aber 's kümmt niche!"

Der kleine Junge hat vollkommen recht uud hoffentlich haben die vermeintlichen Erben später seine Ansicht getheilt und ihr Geld nicht weiter weggeworfen. Jedenfalls enthält dieser Bericht des Tetschner Anzeigers,

die Geschichte des Abenteurers Walter Reinhard, so wie sie sich im Munde des Volkes fast zu einer Burleske gestaltet hat.

Wir haben die Geschichte der Familie Dyce-Sombre eine Tragödie genannt und glauben uns dazu berechtigt; ein deutscher Dichter, Friedrich Halm, hat den ersten Theil derselben als Drama behandelt (Begam Somroo, Drama in fünf Aufzügen) das auch öfter und nicht ohne Erfolg aufgeführt wurde, obwohl wir die Behandlung des Stoffs eben nicht eine glückliche nennen möchten.

---

# Gillion von Trazegnies.

Die Ueberladung der Geschichte adliger Geschlechter im vorigen Jahrhundert zumal, mit einem unausstehlich plumpen, meist stark enkomiastischen Fabelwerk hat zu einer Reaction in der Geschichtsschreibung, namentlich auch bei historischen Monographien, geführt, zu welcher wir uns gewiß Glück wünschen dürfen, der wir aber nicht bis zur völligen Vernüchterung folgen müssen, wie man uns jetzt mitunter zumuthen möchte.

Eine der bekanntesten Sagen Mitteldeutschlands ist die vom Grafen Ernst von Gleichen mit seinen beiden Frauen. Leider hat diese Sage einen sehr unchristlichen Hintergrund, und der Zusatz, daß der Pabst die Bigamie des Grafen von Gleichen gestattet habe, erscheint geradezu als boshafte und tendentiöse Fabel.

Aehnliche Kreuzfahrergeschichten, wie die vom Grafen Ernst von Gleichen, kommen in mehr oder minder leisen Andeutungen vielfach vor. Die späteste, die

letzte, aber darum doch keineswegs die klarste, gehört der Mark Brandenburg an.

Ein Herr von Jagow zog mit dem Kurfürsten Joachim II., Hector, in den Türkenkrieg, er wurde gefangen, Sclave, Gärtner, ganz wie der Graf von Gleichen, er flüchtete mit der Tochter des „Bassa"; dieser rettenden Paschatochter vermählte sich der Ritter und brachte sie mit nach der Mark; er kam mit ihr gerade am grünen Donnerstag zu Aulosen, dem von Jagow'schen Familiengut in der Altmark, an, als seine rechtmäßige Gemahlin mit ihren Kindern bei Stockfisch und Erbsen zu Tische saß. Mit offenen Armen empfing Frau von Jagow die Retterin des Gemahls. Auch hier rühmt die Sage die Verträglichkeit, mit welcher die beiden Ehefrauen zusammen gelebt.

Auch dieser Doppelehe fehlen alle Stützen, durch welche man äußerlich die Sage hat fixiren wollen. Die Anwendung auf Ulrich von Jagow, der in der Kirche zu Großen-Garz begraben liegt, trifft nicht zu, und wir erfuhren aus dem Munde von Mitgliedern der Familie von Jagow, daß dieselbe außer der Sage selbst, nichts weiter von dieser Doppelehe weiß.

Zum Gedächtniß seiner glücklichen Heimkehr aus der türkischen Sklaverei stiftete Herr von Jagow auf Gründonnerstag eine Armenspende, welche sich endlich zu einem wirklichen Bettlerfeste gestaltet haben soll. Die Bettler erhielten, wenigstens anfänglich, der Stif-

tung gemäß, Erbsen und Stockfisch und dann noch ein Stück Speck und Brot auf den Weg. An fünfhundert Bettler sollen öfters zu dieser Spende erschienen sein; da nach dem Bericht eines Augenzeugen im „Reinischen Antiquarius“ diese Spende noch im Anfang dieses Jahrhunderts vertheilt worden ist, so wäre es gewiß interessant, wenn ein Herr von Jagow nähere Auskunft geben wolle.

Es gibt aber noch eine Sage von einer Doppelehe, die schon im fünfzehnten Jahrhundert zu einem Roman benutzt worden ist. Baron Le Roy sagt: „Die wahrhaftige Geschichte des tapfern Ritters Herrn Gillion von Trazegnies wurde auf Befehl des Herrn Anton, genannt der große Bastard von Burgund, Grafen von Laroche in den Ardennen und Ritter des goldenen Vließes, im Jahre 1463 von David Hubert gemacht und Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, gewidmet.“*)

Die Sage ist nach dem Roman, denn in dieser Form allein ist sie gegenwärtig noch vorhanden, folgende: Trazegnies im alten Hennegau war der Sitz mächtiger Feudalherren, eine hochbefreite Baronie, deren Besitzer auch in dem alten Culturlande an den Abhängen der Ardennen reich begütert, Erb-Seneschalle in Lüttich waren und verschiedene Prinzen-, Marquis- und

---

*) Histoire de Gilion de Trasignyes et de Dame Marie sa femme publicè par O. L. B. Wolff Paris 1839.

cus und gewinnt die Schlacht. Dem Retter gönnt der Sultan allerdings große Ehre, die Freiheit aber nicht, und 24 Jahre bleibt Herr Gillion in Aegypten, ein immer siegreicher Feldherr des Sultans.

Unterdessen lebte die edle Frau Maria von Trazegnies fromm und still, nur mit der Erziehung ihrer Zwillingssöhne, Johann und Gerhard, beschäftigt; da empfing sie den Besuch des Grafen von Hennegau, in dessen Gefolge sich Amaury des Mares befand, welcher sich in die schöne Frau verliebte. Ihm befahl der Graf von Hennegau, eine Fahrt in's Morgenland zu thun, er solle dort forschen nach Herrn Gillion, welcher damals schon vierzehn Jahre von den Seinen abwesend war. Amaury fand wirklich den Landsmann und Gillions eifrige Frage nach der Gemahlin beantwortete der Verräther dahin, daß dieselbe bald nach des Gemahls Abreise mit dem Kindlein, welches sie unter ihrem Herzen getragen, selig gestorben. Linderung für einen Schmerz um den vermeinten Tod der geliebten Gemahlin fand Gillion in neuen siegreichen Kämpfen für den Sultan, während der Verräther Amaury auf feiger Flucht den verdienten Tod erlitt. Nach vielen Siegen endlich gab der Sultan seine Tochter dem christlichen Ritter, dem er Thron und Reich dankte, zur Ehe, Gillion aber vermählte sich erst mit der schönen Gracienne, nachdem er sie zuvor bekehrt und getauft hatte. Aber auch nach der Hochzeit mußte Gillion

bron, um dort dem Herrn zu dienen bis an sein Ende. Seine beiden Frauen, welche schwesterliche Liebe vereinte, verschieden in einem Jahre; da ließ Herr Gillion in der Capelle zu Herläyemont drei Tumben machen, dort wollte er einst ruhen zwischen seinen beiden Frauen, und er begabte die Capelle sehr reichlich. Aber noch war ihm die ersehnte Ruhe nicht beschieden; der egyptische Sultan, der schönen Gracienne Vater, der wiederum einmal in großer Kriegsnoth war, rief seines tapfern Schwiegersohnes Hilfe an, und zum andern Male zog Herr Gillion, ein Greis schon, in's Morgenland. Sieger in einer großen Schlacht, empfing er die Todeswunde, aber dem sterbenden Helden mußte der Sultan versprechen, seine Leiche nach Herläyemont im Hennegau bringen zu lassen. Und also ist's geschehen, Herr Gillion liegt in seiner Tumba, zwischen seinen beiden Frauen, bis an den jüngsten Tag. —

Herr Gillion war der Erste von dem großen Geschlecht der Trazegnies, wer aber war der Letzte? —

Klingt den Lesern der Name Trazegnies nicht bekannt? — Es sind erst wenige Jahre verflossen, da zog ein junger glänzender Ritter nach Neapel, um dort für die bourbonische Dynastie zu streiten. Der junge Ritter ließ hinter sich in Belgien ein jährliches Einkommen von mehr als 300,000 Francs, und in Neapel ließ er sein junges Leben; die piemontesischen Spione verriethen ihn, er ward gefangen und erschossen! Der

blutende Ritter der Legitimität aber hieß Franz Dominic Octavius Marquis von Trazegnies.

Der Ahnherr unter den Heiden, der letzte Enkel unter den Piemontesen! Auch des letzten Enkels Geschichte wird bald Sage sein, aber wahr ist sie darum doch! —

# Philipp Christoph von Königsmarck.

Am Abend eines Sommertags im Jahre 1694 war einer der glänzendsten Cavaliere im damaligen Deutschland, der General Graf Philipp Christoph von Königsmarck, in das churfürstliche Schloß zu Hannover gegangen und Niemand hat ihn wiedergesehen, er war und blieb verschwunden und verschollen.

Dieses Verschwinden machte ungeheures Aufsehen, man kann sagen, in ganz Europa, denn der Verschwundene, ein Enkel des berühmten schwedischen Feldmarschalls im dreißigjährigen Kriege, Grafen Hans Christoph Königsmarck, war mit mehreren souverainen Fürstenhäusern verwandt und an allen Höfen bekannt. In Hannover wurde sofort verbreitet, der Graf sei ermordet worden, weil er ein Liebesverhältniß mit der Churprinzeß Sophie Dorothea unterhalten, während Andere behaupteten, der Graf sei dieses Verhältnisses wegen nur verhaftet worden und werde im geheimen Gefängniß gehalten. Fest stand lange nachher nur noch

die Thatsache, daß der Graf in's Schloß gegangen und niemals wieder zum Vorschein gekommen ist.

Ueber dieses Verschwinden des Grafen und über sein Verhältniß zur Churprinzeß existirt eine ganze Literatur, die aber, bis in die neueste Zeit hinein, nur beweist, daß man nicht wußte, was aus dem Grafen geworden war. An ein strafbares Liebesverhältniß zwischen dem Grafen und der Churprinzeß glaubten die Meisten, es war von den interessirten Persönlichkeiten zu viel geschehen, um diesen Glauben zu accreditiren, auch fand derselbe eine Unterstützung in dem Charakter des Grafen, der ein leicht erregter Lebemann ohne Zweifel war. Dagegen aber sprach und spricht noch, daß die Churprinzeß ihre Unschuld mit einem Eide bekräftigte und das Abendmahl darauf nahm, ferner, daß sie auf ihr Begehren von dem Churprinzen Georg Ludwig, nachmals König Georg I. von Großbritannien, geschieden wurde und zwar nicht wegen Ehebruch und erst nachdem sich ihr Gemahl lange geweigert hatte, in die Ehescheidung zu willigen.

Mehr Licht in diese dunkle Geschichte brachte erst der verstorbene Graf Friedrich Albert von der Schulenburg-Klosterroda, der im Jahre 1852 zu Leipzig unter dem Titel „Die Herzogin von Ahlden" eine Schrift erscheinen ließ, welcher Relationen des Grafen Wittgenstein im Hauptstaatsarchiv zu Grunde gelegt waren. Nach dieser Schrift konnte kein Zweifel mehr

darüber sein, daß Graf Philipp Christoph von Königsmarck auf Anstiften der Gräfin Platen, der Geliebten des Churfürsten Ernst August, in jener Nacht im Schlosse zu Hannover ermordet worden war. Ueber die Schuld oder Unschuld der Churprinzeß sprach sich die Schrift nicht mit Bestimmtheit aus. Es versteht sich fast von selbst, daß der bekannte Vehse (Geschichte der Höfe des Hauses Braunschweig, Hamburg 1853, I. p. 68) sich sofort für die Schuld der Churprinzeß erklärte, war diese doch die Stammmutter von drei Königsgeschlechtern (durch ihren Sohn Georg II. von England und Hannover, durch ihre Tochter, die Mutter des großen Friedrich, von Preußen). In gleichem Sinne spricht ein Aufsatz von Blaze de Bury in der Revue de deux Mondes von 1853, dessen Ueberschrift: „Le dernier des Königsmarck“, schon zeigt, wie wenig der Autor Bescheid wußte, denn bekanntlich erlosch mit dem Grafen Philipp Christoph nur der Mannsstamm des Feldmarschalls Hans Christoph, während das Geschlecht der Königsmarcke sich sonst in vielen Zweigen fortsetzte und noch heute blüht. Endlich wollte man die Schuld der Churprinzeß durch einen Briefwechsel zwischen ihr und Königsmarck beweisen, den Palmblad in neuester Zeit in Schweden aufgefunden. Aber auch dieser Briefwechsel giebt, selbst die Aechtheit vorausgesetzt, die bedeutenden Zweifeln unterliegt, keine volle Gewißheit der Schuld, ja einzelne Punkte, die wir hier

aus Delicatesse nicht weiter berühren wollen, sprechen gerade für das Gegentheil. Für die Unschuld der Churprinzeß und für die Reinheit ihres Verhältnisses zu dem Grafen Philipp habe ich mich schon in meiner Geschichte des Hauses Königsmarck erklärt. (Nachrichten zur Geschichte des Geschlechtes der Grafen Königsmarck. Zusammengestellt von George Hesekiel. Berlin, 1854.) Die neuesten Entdeckungen haben mich in meiner Ansicht nur befestigt. Weitere Aufschlüsse über die Herzogin von Ahlden, so nannte man die Churprinzeß, weil sie auf dem Schlosse zu Ahlden an der Aller nach ihrer Scheidung residirte, dürften schwerlich zu erwarten sein.

Auf der Agathenburg bei Stade, dem stattlichen Residenzschloß, das sich der schwedische Feldmarschall, Hans Christoph von Königsmarck, als Statthalter der damals schwedischen Lande, Bremen und Verden, erbaute, wurden seines Sohnes des Grafen Conrad (Curt) Christoph's Kinder zusammen erzogen, die Grafen Hans Carl und Philipp Christoph, die Gräfinnen Amalie Wilhelmine, später an den Grafen Lewenhaupt verheirathet, und Maria Aurora, später Pröbstin zu Quedlinburg. In dem nahen Celle hielt damals Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg seinen kleinen Hof. Die jungen Grafen und Gräfinnen von Königsmarck waren öfter an dem Celleschen Hof, und wohl war es möglich, es spricht sogar manches dafür,

daß die beiden Mütter, die verwittwete Gräfin Königsmarck, Marie Christine von Wrangel, einerseits und andererseits die Gemahlin des Herzogs Georg Wilhelm eine Verbindung der Prinzeß Sophie Dorothea mit dem Grafen Christoph Philipp verabredeten. Die Gemahlin des Herzogs Georg Wilhelm war keine geborene Reichsfürstin, sondern eine Dame von französischem Adel (Marquise d'Olbreuse) und ihre Tochter wurde erst später für successionsfähig erklärt.

Da die Prinzeß Sophie Dorothea einige Jahre jünger als Graf Philipp Christoph war, so würde ihre Verbindung unter den damaligen Umständen eine ganz passende gewesen sein, jedenfalls steht eine Bekanntschaft und Befreundung der Prinzeß Sophie mit dem Grafen Philipp Christoph seit dem zartesten Alter Beider historisch fest.

Darin aber liegt der Schlüssel zu einem Geheimniß, das Haß und Verleumdung nur zu emsig ausgebeutet und zu klug benutzt haben.

Graf Philipp Christoph von Königsmarck war 1662 geboren und wurde, wie schon bemerkt, früh an dem braunschweig-lüneburgschen Hofe zu Celle bekannt. Als in dem Jahre 1682 Sophie Dorothea, sechszehn Jahre alt, durch die lüneburg'sche Hauspolitik — Sophie Dorothea war einzige Tochter und Allodial-Erbin ihres Vaters — mit ihrem Vetter, dem Churprinzen Georg Ludwig von Hannover, der später unter dem

Namen Georg I. den englischen Thron bestig, vermählt wurde, da trat Graf Philipp Christoph seine erste große Reise an. Wir finden ihn in demselben Jahre mit seinem älteren Bruder in London. Nach Sitte damaliger Zeit reiste der junge Cavalier, der einen so berühmten Namen trug, von Hof zu Hof und scheint sich namentlich längere Zeit in Italien aufgehalten zu haben. Die Italiener, das älteste Culturvolk Europa's, gaben damals noch den Ton an in Allem, was feine Sitte, Kunst und Poesie betraf, auch hatte die französische Mode noch nicht ganz die Nebenbuhlerschaft der italienischen besiegt.

Fast sieben Jahre nach der Verheirathung der Prinzeß Sophie Dorothea mit dem Churprinzen Georg Ludwig erscheint Graf Philipp Christoph zum ersten Male an dem Hofe zu Hannover. Die Churprinzeß empfing den alten Jugendfreund, den stolzen, geistvollen, ritterlichen Cavalier, mit der ihm gebührenden Auszeichnung, aber auch von Seiten des Churfürsten und des Churprinzen wurde ein Königsmarck mit außerordentlicher Zuvorkommenheit aufgenommen und nichts gespart, ihn zu fesseln. Schon in jener Zeit im März 1688, wurden dem Grafen Anerbietungen gemacht, in Chur-hannoversche Dienste zu treten, damals von seiner Seite aber abgelehnt. Der edle, ritterliche Mann mochte mit tiefem Schmerz die unglückseligen Verhältnisse durchschauen, in denen seine Fürstliche Jugendgespielin am hannöverschen Hofe lebte.

Der Churfürst Ernst August, ein energischer, staatskluger Fürst, ursprünglich ein jüngerer Sohn und nichts weiter als postulirter Bischof von Osnabrück, war durch Erbfall und Vergleich nicht nur regierender Herzog geworden, sondern hatte es auch verstanden, den Churhut an sein Haus zu bringen. Der vielgewandte Herr wollte noch weiter, und erreichte er es auch selbst nicht mehr, so wurde doch sein Churprinz König von England, und sein Geschlecht sitzt heute noch auf dem Thron von Großbritannien. Der Churfürst war seiner Schwiegertochter, der geistvollen Churprinzeß, anfänglich nicht abgeneigt und nahm sich derselben auch gegen den rauhen, unliebenswürdigen Churprinzen an, der seine Gemahlin öffentlich durch ein unzweideutiges Verhältniß zu einer Hofdame beleidigte. Als Graf Philipp Christoph 1688 am Hofe zu Hannover erschien, war die Churprinzessin Mutter von zwei Kindern: Prinz Georg, nachmals Georg II., König von Großbritannien, und Prinzeß Sophie Dorothea, nachmals Königin von Preußen und Mutter des großen Königs Friedrich II.

Die Churprinzeß mag den Jugendfreund zum Vertrauten ihrer Leiden gemacht und Trost für vielfache Unbill in seinem geistreichen Umgange gefunden haben, das Verhältniß zwischen Beiden aber war ein durchaus reines und edles, und wurde von seiner Seite mit all' der achtungsvollen, höfisch-ritterlichen Galan-

terie behandelt, wie sie im Geiste jener Zeit noch begründet war.

Nichts, gar nichts von alle dem, was man gegen diese Annahme gegnerischer Seits aufgestellt, hat sich vor einer unbefangenen historischen Kritik als stichhaltig bewährt. Ein in Schweden aufgefundener Briefwechsel ist es vorzüglich, auf den sich diejenigen berufen, die eine andere Meinung von jenem Verhältniß hegen, wir nehmen keinen Anstand, jenen zum Theil in Chiffern bestehenden Briefwechsel für unächt, für untergeschoben zu erklären. Wer die Detail-Geschichte des damaligen Chur-hannöverschen Hofes kennt, muß sehr bald die Ueberzeugung gewinnen, daß jener Briefwechsel augenscheinlich von Personen fabrizirt worden ist, die ein Interesse hatten, die unglückliche Churprinzeß zu verderben. Wie wäre es nur möglich, daß sich die Briefe vereint vorgefunden? Liebende pflegen sich bei Lebzeiten, wenigstens so lange die gegenseitige Liebe dauert, ihre Briefe nicht zurückzugeben. Wäre der Briefwechsel ächt, so könnte er sich nur an einem Orte in der Welt so vereinigt gefunden haben, und zwar in dem Archiv der hannöverschen Regierung, die aber würde ihn nie herausgegeben haben, dafür bürgt sein Inhalt.

Doch kehren wir zur Geschichte des Grafen Philipp Christoph zurück, es wird sich zeigen, daß auf jenen Briefwechsel, den positivsten Beweisen des Gegentheils gegenüber, nicht das geringste Gewicht zu legen ist.

Noch in demselben Jahre 1688 oder spätestens 1689 verließ Graf Philipp Christoph Hannover wieder; er begab sich nach Venedig, um die Leiche seines großen Oheims, des Feldmarschalls Otto Wilhelm, der, als Generalissimus der Venetianer, am 15. September 1688 vor Negroponte ein Opfer der Pest geworden, abzuholen und in das Erbbegräbniß der Königsmarck nach Stade zu geleiten.

Graf Philipp Christoph verließ in Hannover eine trauernde Freundin, die Churprinzeß, aber auch eine bittere Feindin, die mächtige Geliebte des Churfürsten Ernst August, die, in wilder Leidenschaft für den schönen ritterlichen Königsmarck entbrannt, sich vergeblich um dessen Zuneigung beworben.

Die ungeregelte Leidenschaft dieser mächtigen Dame wurde das Verderben Königsmarck's und auch der Churprinzessin, deren geistreicher Spott sich oft genug über das außerordentliche Benehmen der Gräfin Platen ergoß.

Graf Philipp Christoph war übrigens nach dem Tode seines Bruders, des Grafen Hans Carl, und dem kinderlosen Hintritt seines Oheims, des Grafen Otto Wilhelm, unstreitig einer der reichsten Cavaliere damaliger Zeit, der mit fürstlichem Aufwande lebte und z. B. allein in Hannover 29 Diener und 52 Pferde und Maulthiere hielt.

Sei es nun, um der vereinsamten Jugendfreundin

als eine Stütze nahe zu sein, sei es aus irgend einem anderen Grunde, kurz, Graf Königsmarck trat noch im Jahre 1689 als Obrister eines Dragoner-Regiments in Chur-hannöversche Dienste. 1690 focht er mit dem Prinzen Carl von Braunschweig-Lüneburg in Ungarn gegen die Türken; das war Familientradition, es ist als hätte jeder Königsmarck seinen Türkenzug thun müssen, wie einst jeder deutsche König seinen Römerzug; 1691 und 1692 focht er unter dem großen Oranier, König Wilhelm III. von England, in Flandern, und dort schloß er eine intime Freundschaft mit dem Churfürsten Max Emanuel von Baiern und noch mehr mit dem starken Friedrich August Herzog zu Sachsen, der später Churfürst von Sachsen und König von Polen wurde. 1693 kommandirte er selbstständig gegen die Dänen, welche damals über die Elbe zu gehen drohten.

Nur in den Pausen dieser kriegerischen Thätigkeit befand sich Königsmarck in Hannover. Anfänglich scheint die erwähnte mächtige Dame noch die Hoffnung gehegt zu haben, den stolzen Mann nachgiebiger gegen ihre Wünsche zu stimmen. Bei dem Churfürsten Ernst August erklärte jene Dame übrigens ihre auffallende Zuvorkommenheit für Königsmarck durch das Vorgeben, sie wolle ihn mit ihrer Tochter, für welche derselbe allerdings eine glänzende Partie gewesen wäre, verheirathen. Je mehr die Gräfin Platen aber einsah, daß Königsmarck unbesieglich für sie sei, desto mehr verkehrte sie

ihre Liebe in Haß. Unversöhnliche Rache hegend, beschloß sie, ihn zu verderben; sie lenkte die Eifersucht des Churprinzen auf ihn, sie bestärkte denselben in dem Glauben an ein sträfliches Verhältniß zwischen der Churprinzeß und dem Grafen und setzte übergeschäftig die giftigsten Verleumdungen über Beide in Umlauf.

Die Churprinzeß sowohl als der Graf, im Gefühl ihrer Unschuld, achteten diese Bemühungen ihrer Feindin zu gering, und der Spott der Churprinzeß mag jene Dame immer heftiger gereizt und sie endlich bis zu dem Aeußersten getrieben haben.

Vergebens warnte ein ehrlicher pommerscher Edelmann, Herr von Podewils, der damals Chur-hannöverscher Feldmarschall war; der Königsmarck war viel zu stolz, um sich vor jenem Weibe zu fürchten, als er aber die täglich steigende Ungnade des Churfürsten und den wachsenden Groll des Churprinzen bemerkte, als ihm keine der verheißenen Beförderungen im Dienst zu Theil wurde und das Netz von Espionage ihm jeden Verkehr mit der Churprinzeß unmöglich machte, da gab er den Bitten seines Fürstlichen Freundes, des Churfürsten Friedrich August von Sachsen, nach, verlangte und erhielt seinen Abschied in Hannover und trat als General in Chur-sächsische Dienste.

Er war schon in Dresden gewesen und hatte seinen Fürstlichen Freund und nunmehrigen Kriegsherrn, der soeben zur Chur gelangt war (24. April 1694), be-

grüßt, er kehrte nur nach Hannover zurück, um sich dem dortigen Hofe förmlich zu empfehlen und von der unglücklichen Jugendfreundin, der er unter solchen Verhältnissen nichts mehr nützen konnte, Abschied zu nehmen.

Die gemessene Zeit dieses Aufenthaltes mußte seine mächtige Feindin benutzen, wenn ihr das Opfer, nach dem ihre Rache lechzte, nicht entgehen sollte. Sie nahm ihre Maßregeln.

Am Abend des 1. Juli 1694, es war an einem Sonntag Abend, verließ Graf Philipp Christoph seine Wohnung im Hôtel de Strelitz am Neumarkt, begab sich in das Churfürstliche Schloß und nahm dort einen tiefbewegten Abschied von der Churprinzeß, die in ihm den letzten Freund scheiden sah, auf den sie sich verlassen konnte, die nun einsam zurückblieb unter ihren Feinden.

Ueber Alles, was geschehen ist, nachdem Graf Königsmarck die Gemächer der Churprinzeß verlassen, wurde vom hannoverschen Hofe aus leicht begreiflichen Gründen der Schleier des tiefsten Geheimnisses geworfen, ein Geheimniß, das jetzt aber nur noch zum Theil besteht.

Wahrscheinlich war jene mächtige Feindin Königsmarck's sofort in Kenntniß gesetzt, daß der Graf im Schlosse sei, sie hatte darauf ein kurzes Gespräch mit dem Churfürsten. Ob sie dem Fürsten ihre Pläne enthüllt, wer will es behaupten? Sollte sie ihm nicht

vielleicht nur die Nothwendigkeit einer Verhaftung Königsmarck's vorgespiegelt haben?

Kurz, als Graf Königsmarck die Gemächer der Churprinzeß verließ, ging er in tiefen Gedanken, eine Melodie leise vor sich her summend, den Corridor entlang; er fand am Ende dieses Corridors die Nebentreppe, deren er sich sonst zu bedienen pflegte, verschlossen. Nichts Arges ahnend kehrte er um und schlug den Weg nach der großen Haupttreppe ein. Der aber führte über den Corridor längs des Rittersaales in die große Vestibule neben der Schloßkirche. In dieser Vestibule nun traten hinter einem großen Schornstein vier Hellebardiere vor und warfen sich auf den Grafen. Der unerschrockene, ritterliche Mann mag sich furchtbar gewehrt haben, denn der Kampf im Finstern dauerte lange. Endlich mochte es den Hellebardieren gelungen sein, den Grafen niederzustoßen; da öffnete sich die Thür des Gemachs neben der Vestibule, und, ein Licht in der Hand tragend, trat die triumphirende Feindin hervor. Die Gräfin Platen leuchtete ihrem sterbenden Opfer in's Angesicht, der Graf erkannte sie, es wurden Worte gewechselt, was aber gesprochen wurde, läßt sich wohl heute nicht mehr mit Bestimmtheit behaupten. Einige sagen, der sterbende Königsmarck habe die Rache des Himmels aufgerufen wider seine Mörder, und die Volksstimme bezeichnete die Blindheit und anderes Unheil, das wirklich später

über dieselben kam, als göttliche Strafe; das aber ist außer Zweifel, daß Graf Philipp Christoph sterbend die Unschuld der Churprinzeß betheuerte. Als der junge ritterliche Herr seine Seele aushauchte, soll seine Feindin in Ohnmacht gefallen sein. Die Hellebardiere, einer von ihnen hieß Buschmann, ein anderer Lüders (nur die Namen dieser beiden sind bekannt geworden und aus ihren Beichten auf dem Sterbebette bestätigt sich lediglich die Geschichte dieser Blutnacht, wie wir sie hier erzählt), trugen die Leiche in das anstoßende Zimmer, in welchem die vielerwähnte Dame das Ende des Kampfes erwartet hatte. Nun soll eine zweite Unterredung zwischen der Platen und dem Churfürsten stattgefunden haben. Darnach versenkte man in der Nacht noch den Leichnam des Gemordeten in einen Kanal, der längs der Mauer des Gemachs hinlief, in welches man die Leiche zuerst getragen, überschüttete sie mit Kalk und mauerte die Oeffnung wieder zu. Mit Tagesanbruch war alles vorüber. In der Stadt erzählte man sich nur, es sei in der Nacht im Schlosse sehr unruhig gewesen.

Die Mörder des Grafen Königsmarck verhehlten sich nicht, daß sie ein ungeheures Verbrechen begangen, sie wagten weder ihrer That, noch der Welt frei in's Gesicht zu sehen, sie ließen die verschiedensten Gerüchte verbreiten, die aber Alle darauf hinausliefen: Graf Königsmarck sei wegen eines sträflichen Verhältnisses

mit der Churprinzeß in Haft genommen und werde in geheimnißvollem Gefängniß gehalten. Die Churprinzeß selbst wurde scharf bewacht, und sie erfuhr am folgenden Tage (2. Juli) nichts weiter, als daß Graf Königsmarck vermißt werde, am 3. Juli, daß man dessen Papiere mit Beschlag belegt habe. Erst am 5. Juli meldete Hildebrand, der höchst zweideutige Sekretair des unglücklichen Grafen, dem dresdener Hofe dessen Verschwinden, erst am 6. Juli schreibt derselbe verdächtige Mensch an die Schwester des Grafen, die Gräfin Marie Aurora von Königsmarck, aber nun gerieth auch Alles in Bewegung. Churfürst Friedrich August verlangte seinen General, die Schwestern verlangteu ihren Bruder, die zahlreichen Freunde des Hauses Königsmark regten sich überall. Niemand aber glaubte, daß Graf Philipp Christoph ermordet sei, man glaubte wirklich, er werde in Haft gehalten, und mühete sich, ihn zu retten. Der Chur-sächsische außerordentliche Gesandte, Obrist Bauer, verwendete sich aber eben so vergeblich wie alle Andern.

„In Hannover antworteten sie wie Cain," schrieb die Gräfin Aurora schmerzlich ergriffen, als von dort nur ausweichende Antworten kamen und man dem sächsischen Gesandten jede Auskunft verweigerte, weil sich Graf Königsmark, wie man vorgab, formell noch in Chur-hannöverschem Dienste befunden habe. Auch die Märkischen Vettern und die Lehnsvettern des Er-

mordeten, die Königsmarck auf Kötzlin und Roddahn blieben nicht unthätig; nicht allein das verwandtschaftliche Interesse für den glänzendenden Vertreter ihres Namens und Geschlechts leitete sie, sie hatten noch ein anderes, sie waren die rechtmäßigen Lehnserben Philipp Christoph's, und das damalige Haupt der Familie, Herr Joachim Siegfried von Königsmarck (Bruderssohn des schwedischen Feldmarschalls) sendete sofort seinen soeben aus dem Türkenkriege in Ungarn zurückkehrenden Bruder, den Lieutenant Friedrich Wilhelm von Königsmarck (geb. 1667), nach Hannover, um an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen und die nöthigen Schritte zu thun. Aber auch dieser wurde durch die ränkevolle Politik Hannovers getäuscht und glaubte, daß sein Vetter Graf Philipp Christoph noch am Leben sei. Ja, ein Offizier dort warte ihn, sich im Schloß zu zeigen, da der Churfürst Befehl gegeben habe, ihn in diesem Falle zu erschießen.

Graf Philipp Christoph blieb verschwunden, selbst die eifrigsten Bemühungen seiner Freunde und ganz besonders seiner Schwester, der Gräfin Marie Aurora, waren vergeblich, weil sie eben vergeblich, sein mußten. Daraus aber erwuchs schwerer Schaden für das Haus Königsmarck, die Lehnserben des Grafen Philipp Christoph konnten, da dessen Tod nicht feststand, die Lehnsgüter nicht übernehmen, Chur-Hannover setzte sich in Besitz und hat die Aemter, die der alte Feldmarschall

als Dank für seine Kriegsthaten empfing, ungeachtet aller Reclamationen des Hauses Königsmarck, in Besitz behalten. Die letzte Reclamation hat das jetzige Haupt der Familie Königsmarck noch im Jahre 1848 an die Krone Hannover gerichtet. Es giebt heute keine Krone Hannover mehr, mit ihrem Untergang ist auch hier böses Unrecht gesühnt.

Druck von Hermann Blanke in Berlin, Neue Promenade 4.

**R. Lesser.** Verlagsbuchhandlung. Berlin.

# Internationale Bibliothek,

**à Band 15 Sgr.**

## PARIS

Ein Spiegelbild seiner Geschichte, seines Geistes und Lebens in Schilderungen von den bedeutendsten Schriftstellern Frankreichs.

**Einzige rechtmäßige deutsche Ausgabe des „Paris Guide."**

Bestehend aus folgenden Bänden:

### Geschichte von Paris.

Inhalt: Einleitung von Victor Hugo. — Das alte Paris von Louis Blanc. — Geschichte von Paris von Eugen Pelletan. — Die historischen Häuser von E. Fournier.

### Das Museum des Louvre.

von

**Théophile Gautier.**

### Die Paläste und Denkmäler von Paris.

Inhalt: Der Palast des Louvre, der Palast von Luxemburg, das Palais Royal, das Palais l'Elisée und die Geräthkammer von Ferdinand de Lasteyrie. — Der Tuilerien-Palast von Arsène Houssaye. — Das Rathhaus (l'hotel de ville) von P. Lanfrey. — Der Thurm St. Jacob von E. Plouvier. — Die Säulen von A. Assolant. — Die Triumphbogen von G. Guillemot. — Das Phanthéon von Edgar Quinet.

### Physiologie von Paris.

Inhalt: Pariser Leben von Paul Féval. — Auf den Trümmern von Edmond About. — Pariser Typen und Clubs von Ch. Yriarte. — Der Bibliophile von Jules Janin. — Kleine Industriezweige von Edmond Texier. — Die Fechtsäle von E. Legouvé. — Bälle und Concerte von Champfleury. — Der Schlummer von Paris von Henry de Pène. — Die Colonien in Paris von Bamberger. — Die Russische Colonie von Herzen. — Die Orientalen in Paris von Dora d'Istria. — Die Schweizer-Colonie von William Raymond.

### Promenaden in, um, unter- und oberhalb Paris.

Inhalt: Die Blumen in Paris von A. Karr. — Die Boulevards von Paul de Kock und E. de la Bédollière. — Das Holz von Boulogne. — Das Marsfeld von F. Mallefille. — Die Katakomben und Paris vom Ballon aus von Nadar.

### Düstre Mächte. — Erlöst.

Novellen von Claire von Glümer.

**Jeder Band einzeln käuflich.**

**R. Lesser.** Verlagsbuchhandlung. Berlin.

Die

# Welt-Bibliothek,

**bestehend aus den besten Werken der beliebtesten Schriftsteller, aller Nationen,**

**à Band 10 Sgr.**

deren jeder einzeln käuflich.

beginnt mit:

## Gemischte Gesellschaft.

Biographische Skizzen von George Hesekiel.

---

## Der Kammerdiener des Kaisers.

Eine Hof-Geschichte von Georg Hiltl.

---

## Absonderliche Menschenkinder.

Portraits von George Hesekiel.

---

## Wiedergefunden.

Von

**Ernst Serret.**

Aus dem Französischen. Autorisirte Ausgabe.

2 Bände.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hesekiel, George,

Absonderliche Menschenkinder Portraits

Berlin 1867
P.o.germ. 1941 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10127585-3